

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0437

Aktenzeichen

4/21

Titel

Gossner Mission, Arbeitszentrum Mainz. Urban and Industrial Mission (UIM) - Übersee

Band

2

Laufzeit

1971 - 1972

Enthält

Schriftwechsel und Informationen zu UIM (Urban and Industrial Mission) in Indien (Durgapur, Kalkutta, Ranchi), Berichte von M. G. Gutknecht-Stöhr 1971; Südafrika; Kenia, Nakuru-Projekt; Kamerun, Berichte von Gerhard Mey 1971/1972, Westafrika-Kurs für UI

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Kamerun

Betreff: Westafrika Kurs für Urban Industrial Mission vom 15.April-15.Oktober 1972

Bandabschrift von Pfarrer Gerhard Mey:

Yaounde, September 1972

Bericht über eine Enquête

Und nun zu unserer Enquête. Ich habe ja gesagt, daß unsere Studenten vor allem nach Douala Angst hatten und gar nicht mehr rausgehen wollten. Diese Angst hat sich glücklicherweise verloren, nachdem sie die ersten Interviews durchgeführt hatten. Hinterher hat es ihnen dann in zunehmendem Maße Spaß gemacht. Die Interview-Gruppen haben unterschiedlich gut gearbeitet, am besten war die Gruppe von unseren beiden "Alten" aus dem Seminar. Ich habe den Eindruck, daß sie es richtig verstanden haben, mit dem Volk zu reden, und deswegen bekamen sie den besten Kontakt zu den Leuten, die ihnen am meisten erzählt haben. Die anderen hatten mehr Schwierigkeiten, an die Leute und an die wirklichen Probleme heranzukommen.

Sehr schön, was sie so alles herausgeholt haben! Sie wissen ja, das Thema war "Erwachsenenbildung". 1. Fragestellung: "Inwieweit helfen die bestehenden Kurse mit, den Leuten, die vom Dorf kommen, die Anpassung an die Stadt zu erleichtern?" Zweite Frage: "Was für Programme müßte man anbieten, um den Menschen die Anpassung an die Stadt zu erleichtern?" Es ging also um diesen Doppelaspekt: Was bieten die Institutionen an, und was könnten wir, wenn wir hier eine Arbeit anfangen wollten, tun, um dieses Angebot zu ergänzen?

Damit ist natürlich nur ganz weit der Bereich abgedeckt, was überhaupt Anpassung an die Stadt heißt, und man kommt praktisch auf alle Probleme zu sprechen. Ich kann jetzt noch keine geordnete Auswertung geben, nur ein paar Eindrücke. Es wurde klar, daß praktisch alle staatlichen und kirchlichen Kurse, die bisher angeboten werden, in keiner Weise an diesem Problem arbeiten. Es handelt sich im wesentlichen um Hausaltskurse für Mädchen und Alphabetisierungskurse, ferner um Abendkurse für Leute, die auf die Schule gehen. Man kann sich fragen, was das hilft. Erinnern Sie sich an meinen Brief vom Februar, in dem ich über Schulfragen gesprochen hatte?

Auf der anderen Seite sieht man aber, daß es trotzdem soziale Strukturen gibt, die den Übergang von dem Land in die Stadt erleichtern. Da ist es vor allem der Clan, die erweiterte Großfamilie, die Dorfgemeinschaft, die sich eben in der Stadt wieder zusammenfindet. Bei einzelnen Stämmen unterschiedlich stark. Hier ein Beispiel aus einem Stamm: Jeder, der in der Stadt ankommt, muß sich bei seinem Clan vorstellen. Wenn er das nicht tut, gilt er als toter Mann, d.h. keiner kümmert sich um ihn. Wenn er sich aber vorstellt, wird er zunächst einmal überprüft, ob er seriös ist. Dann wird er eingeladen, an einer Art Sprachkassenselbstorganisation teilzunehmen. Jeden Sonntag trifft man sich und zahlt einen bestimmten Betrag ein, sagen wir 5.000 Franc. Das machen 20 Mann, und jeder, wenn er dann an der Reihe ist, bekommt den ganzen Betrag an einem Sonntag ausbezahlt. Mit diesem einbezahlten Geld kann man einiges machen, z.B. eine Lehre bezahlen, ein Radio kaufen, man kann ein Begräbnis bezahlen. Diese Sparorganisationen sind eine ganz wichtige Struktur, und ich glaube, daß sie mit ein Grund dafür sind, warum dieser Stamm sich so

im Geschäftsleben durchsetzt. Die anderen verfügen meistens nicht über das nötige Eigenkapital.

Dann ist natürlich auch noch eine sehr strenge soziale Kontrolle vorhanden, z.B. wenn ein junger Mann in die Stadt kommt, kann er damit rechnen, daß ihm ein Bruder oder anderer Verwandter zunächst einmal eine kleine Bar oder eine kleine Boutique zur Verfügung stellt, wo er arbeiten kann. Wenn er das gut macht und spart, macht er sich selbständig. Es ist erstaunlich, wieviele Leute dabei Erfolg haben. So beispielsweise ein 22-jähriger Mann, der jetzt schon drei Lehrlinge in seiner Schneiderwerkstatt hat. Da gehört schon viel Energie dazu.

Ebenfalls zu diesen Strukturen, die den Übergang von dem Land zur Stadt erleichtern, scheinen die Kirchengemeinden zu gehören, jetzt aber nicht die Kirchengemeinden als solche, sondern z.B. die Chöre, die sonntags singen. Chöre sind eine Gemeinschaft, in der einer den anderen kennt und wo man sich gegenseitig ein bißchen Hilfestellung leistet. Dort treffen sich Leute aus derselben Gegend, wo gleiche Traditionen gelten und überprüft werden. Es gibt auch spezielle Gruppen für Tänze usw. Ich war ja auf diese Stammesgemeinschaften in vorherigen Berichten schon einmal eingegangen. Es bestätigt sich, daß diese eine ganz entscheidende Rolle spielen für jeden, der hier ankommt und daß meiner Ansicht nach von "Entwurzelung" zu reden wirklich ein bißchen falsch gesehen ist. Wer nicht entwurzelt sein will, ist auch nicht entwurzelt. Die soziale Kontrolle lockert sich, aber doch nicht so, daß einer orientierungslos werden muß.

Die Hauptschwierigkeit ist natürlich, Arbeit zu finden. Auch da haben wir eine Entdeckung gemacht, die vielleicht einmal zu einer Arbeit führen könnte. Jeder, der eine Lehre machen will, muß für diese Lehre Lehrgeld bezahlen, wie bei uns in alten Zeiten. Das sind manchmal ganz solide Beträge von 30.000 bis 40.000 Franc, dazu noch eine kleine Ziege und soundsoviele Flaschen Whisky und soundsoviele Korbflaschen Rotwein, weil der Meister seine Kunst nicht umsonst an Unwissende weitergibt. Das ist auch aus der Tradition verständlich. Wo hat es früher eine Lehre gegeben? Vor allem eben beim Mediziner, und da war ja die Weitergabe der Kunst eine Art Initiation. Man hat ein Stück Macht weitergegeben, und deshalb war es ganz klar, daß dafür bezahlt werden mußte. Nun wird dieser Brauch auch bei den Lehrlingen beibehalten, und es wird gar nicht berücksichtigt, daß der Lehrling durch seine Arbeitsleistung dem Meister auch wiederum nützt. In Douala haben wir gesehen, daß ein Hilfsarbeiter besser verdient als der Lehrling, weil dieser nicht Meister werden will und dadurch kein künftiger Konkurrent ist. Das macht es also vielen Jungen, die hier ankommen, sehr schwierig, weil sie das Grundkapital nicht haben, um irgendeine Ausbildung durchzumachen; in der Schule lernt man nichts Praktisches! Wenn sie nicht bezahlen können, dann müssen sie sich irgendwie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser halten, aber das bringt sie nie zu etwas.

Auf dieser Linie könnte man vielleicht einmal an spätere Entwicklungs-Arbeit denken. Im allgemeinen werden ja dann Jugendheime gebaut, wo man eine handwerkliche Ausbildung mitbekommen kann. Ich weiß gar nicht mehr, ob das optimal ist, weil es tatsächlich schon genügend Handwerksmeister gibt, die im Praktischen gar nicht schlecht sind. Man müßte nur überlegen, ob man nicht zusätzlich zu dieser praktischen Ausbildung bei dem Handwerksmeister

freiere Entscheidung von der Jugend.

Ich denke, das ist im Moment alles, was ich zur Enquête sagen kann.

Wir werden in der kommenden Woche eine Auswertung machen, so daß die Studenten die Punkte heraussuchen, die für eine zukünftige Aktion wichtig werden, weil wir ja gern möchten, daß sie später einmal ihre Arbeit mit solchen vorherigen Untersuchungen vorplanen.

Nach der Enquête steuern wir dann in die letzte Phase des Kurses, in die Phase der theoretischen Auswertung, theologische Reflexion usw. Wir hatten ja schon in Douala eine erste Phase theologischer Reflexion eingeschaltet. Damals hatten wir, ausgehend von der Industriearbeit und von den Vorträgen über Wirtschaft, drei Grundthemen gefunden. Ich weiß nicht, ob ich das auf meinem letzten Band gesagt habe, ich wiederhole es noch einmal. Grundthema 1: Was ist Entwicklung, welches sind Kriterien für sinnvolle Entwicklung? Grundthema 2: Kirche und Gesellschaft. Welchen politischen Auftrag hat die Kirche? Was hat Gott mit der Welt vor? Welchen Platz nimmt die Kirche in diesem Plan von Gott ein? usw. 3. Grundthema: Christentum und Marxismus; Christentum und Kapitalismus usw.

An diesen drei Grundthemen werden wir jetzt weiterarbeiten mit Hilfe von Professoren von der Theologischen Fakultät, die sich vor allem mit den theologischen Fragen beschäftigen werden, und mit Professoren von der Universitätsabteilung, in der die künftigen Gymnasiallehrer ausgebildet werden, die mit uns über Fragen der Ideologie arbeiten werden. Ich nenne einige der wichtigeren Vorträge, damit Sie sich ein Bild von dem machen können, was wir beabsichtigen. Der Dekan spricht über "Prophetie und Politik im Alten Testament". Der Systematiker über "Ist eine christliche Zivilisation möglich?" Der Kirchengeschichtler über "Weltgeschichte-Heilsgeschichte". Der praktische Theologe greift die Frage auf: "Gottesdienst - eine Möglichkeit, um die Mentalität der Bevölkerung zu verändern?" Das ist ein sehr wichtiges Thema, weil die nicht-kirchlichen Redner immer wieder darauf hingewiesen haben, daß die Kirche eine wichtige Funktion habe, sie müßte die Mentalität von Leuten verändern. Ja aber wie und wo?!

Das probieren wir einmal jetzt am Beispiel Gottesdienst. Ist im Gottesdienst, ist in der Predigt überhaupt so etwas möglich? Ich habe angeregt, daß wir auch ein bißchen was von der modernen Kommunikationsforschung hören wollen. Dann spricht ein Redner noch im Rahmen der theologischen Auswertung über "Christliche Ethik und traditionell afrikanische Ethik." Einer wird ein paar Schulbeispiele zur Frage des politischen Engagements der Kirche bringen. Außerdem planen wir einen Vortrag von einem Soziologen von der IPD zur Zusammenfassung unserer Enquête "Soziologie der Städte in Afrika" ein. Wir wollen sehen, ob wir damit einen I-Punkt auf unsere Auswertung setzen können.

Dann geht es weiter mit den Fragen "Afrikanische Persönlichkeit und kirchlicher Fortschritt", "Christliche Anthropologie und die Anthropologie der Ideologien", "Afrikanische Werte und Programm für den Fortschritt", "Inwieweit beeinflusst die traditionelle Gesellschaft das Verhalten der modernen Gesellschaft?" usw. Sie sehen, daß vor allem diese Frage der Afrikanität bei uns an der Tagesordnung ist. Unsere Studenten wollen an dem Punkt sehr genau wissen. Bis jetzt sagen sie, es sind immer Leute von außen gekommen und haben ihre Kulturmuster uns übergestülpt. Jetzt möchten wir gern mal

kleinere theoretische Kurse geben könnte, um die Praxis theoretisch zu unterbauen. Vor allem müßten wir jetzt den Jungen, die gerne etwas lernen möchten, helfen, das Lehrgeld zu bezahlen oder Handwerksmeister zu finden, die diese Lehrlinge ohne Geld annehmen. Dann könnte man wahrscheinlich mit sehr viel geringeren Kosten noch ganz andere Programme entwickeln, aber das würde vor allem einen zukünftigen Industrie-Pfarrer für Yaounde betreffen, und weniger unseren Kurs. Unsere Befragung ist zwar im Stil der aktivierenden Umfrage angelegt, aber direkte Aktion können wir überhaupt nicht beabsichtigen, weil wir dann in Schwierigkeiten mit der Verwaltung kämen. Wir können eben nur sehen, welche Wege sich für ein Langzeitprogramm anbieten und wo man noch weitere spezielle Untersuchungen bei Handwerkern u.ä. unternehmen müßte.

Ein weiteres Problem sind dann Fragen der Ehe und Familie. Eines der Zentren, das unsere Studenten besucht haben, ist das "Haushaltszentrum" der Stadt Yaounde. Darin werden nur Mädchen aufgenommen mit Volksschulabschluß. Sie bleiben dort zwei Jahre und lernen moderne Haushaltsführung mit Maschinen, wie z.B. mit einem Gasherd, was für einen normalen afrikanischen Haushalt Luxus ist. Wir haben erst ein bißchen gestutzt und uns gefragt, was soll es? Erstens, man nimmt nur eine ganz bestimmte Schicht mit einem richtigen Volksschulabschluß. Das ist gerade bei Mädchen nicht allzu häufig. Zweitens, man gibt ihnen eine Ausbildung, die ansich als Ausbildung gar nicht schlecht ist, aber eben nicht auf den afrikanischen Haushalt, wie er noch üblich ist, zielt, sondern schon auf einen entwickelteren Haushalt. Dann haben wir aber durch einige zusätzliche Informationen gemerkt, daß sie trotzdem mit ihrem Haushaltszentrum haargenau ein Bedürfnis getroffen haben, nämlich das der Funktionärs-Klasse, die dabei ist sich zu bilden. Wir haben erfahren daß es in diesem Haushaltszentrum einen Freundeskreis gibt. Zu diesem gehören Funktionäre, also Beamte hier aus der höheren Hierarchie, und diese spitzen darauf, eines von den Mädchen hinterher zu heiraten. Warum, ist ganz klar. Sie müssen ja als höhere Beamte jetzt auch Einladungen aussprechen an Leute, die einmal in Europa waren oder Europäer sind. Da muß auch der Salon richtig angeordnet sein, man muß Salat auf den Tisch stellen und nicht nur einheimische Speisen. Da muß die Dekoration so ein bißchen geglückt sein, man muß mit Gas umgehen können - und die Mädchen können das alle! Nun sind die Beamte, die hinter den Mädchen her sind, alle schon ein bißchen älter. Sie haben also schon eine Frau, und das ist jetzt das Problem. So haargenau wie diese Ausbildung auf die Bedürfnisse einer bestimmten Klasse ausgerichtet ist, so viele soziale Probleme entstehen auch wieder dadurch, weil dann dieses junge Mädchen Zweitfrau ist oder gar Drittfrau, und das bringt für die Erstfrau Probleme mit sich, wenn sie sich nicht gar scheiden läßt.

Auch das Problem der Anpassung haben wir hier wieder, aber es sieht so aus, als ob sich schon so etwas wie eine Anpassung vollzieht. Man sagt, daß in der Stadt der Betrag, der für den Brautpreis aufgebracht werden muß, im Sinken begriffen ist. Die stolzesten Brautpreise werden von Bauern auf dem Land für ihre unberührten Mädchen verlangt. In der Stadt ist kaum noch ein Mädchen unberührt. Es lebt mit irgendeinem jungen Mann eine zeitlang, und, um das Verhältnis zu legalisieren, bitten Eltern schon. Das Paar kann schon standesamtlich verheiratet sein, damit ist das Verhältnis gegenüber den Eltern noch nicht legalisiert. Um das zu tun, gibt man eben einen kleineren Betrag von 10.000 bis 20.000 Franc, während der richtige Brautpreis auf dem Dorf bis zu 2000.000 bis 300.000 Franc und mehr betragen kann. Also sieht es doch so aus, als ob das "Wuchersystem" der Eltern abgelöst wird durch

wissen, was wir als Afrikaner selbst zu tun haben, was unsere Ziele sind. Ich bin sehr gespannt auf diesen Teil des Kurses, weil ich hoffe, selber auch noch eine Menge lernen zu können.

Wir werden natürlich hart daran arbeiten müssen, damit der Monat September nicht einfach ein Monat wird, wo "schöne Vorträge" konsumiert werden und die eigene Arbeitsleistung dadurch mehr oder weniger abschafft. Wir haben noch genügend Zeit zwischen den einzelnen Vorträgen, um sie dann unter uns zu diskutieren. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass, wenn ein fremder Redner da ist, unsere Studenten nicht so aus sich herausgehen. Man stellt sehr höflich Fragen, aber das ist nicht so wie in Deutschland, wo dann dem Redner auch manchmal andere Ansichten an den Kopf gehauen werden, das macht man nicht. Aber in der Nacharbeit zu solchen Vorträgen organisiert sich dann das ganze zu einer Art Gesamtschau, in der man sich klar zu werden versucht über die vielen Widersprüche und Widersprüchlichkeiten der gesamten Situation. Und das wäre ja schon eine ganze Menge.

Innerhalb des Monats September haben wir dann auch noch eine ganz praktische, schöne Aufgabe für unsere Studenten. Es soll nämlich hier eine Konferenz für alle Pfarrer aus dem Osten von Kamerun abgehalten werden über die Fragen der Urban Industrial Mission. Wir werden unsere Studenten vor allem als Vortragende und Verantwortliche einsetzen. Wenn diese zurückkommen in ihre Heimatkirchen, dann müssen sie ja sehen, wie sie das, was sie gelernt haben, weitergeben an andere. Das ist ein schönes Experimentierfeld: sie können es hier in Kamerun ausprobieren, inwieweit sich Erfahrungen von sechs Monaten weitervermitteln lassen, an andere, die diese Erfahrungen nicht gemacht haben.

Die letzten 14 Tage im Oktober werden dann ganz damit draufgehen, dass man sich fragt, was werden wir jetzt konkret machen, wenn wir nach Hause gehen. Auch da denke ich wieder an Gruppenarbeit, und zwar werden wir versuchen, in kleineren Gruppen die verschiedenen lokalen Situationen zu analysieren bzw. herauszubekommen, wo man nachforschen müsste, in welcher Richtung man anfangen könnte, Experimentalprogramme zu starten, usw. Ja, es geht schon auf das Ende zu. Ich habe den Eindruck, dass die Studenten wirklich ein grosses Stück weitergekommen sind, vor allem durch die praktischen Erfahrungen.

Nur zum internen Gebrauch

=====

Yaounde, den 12.2.1972

Liebe Gossners!

Ich habe seit langem vor, einen Bericht zu schreiben mit einigen Beobachtungen aus Kamerun zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. Jetzt, wo ich mich endlich daran mache, stelle ich als erstes fest, dass es hier schwieriger ist über Entwicklungsprobleme nachzudenken als in Europa, wo man weit ab ist vom Schuss. Man sieht hier auf Schritt und Tritt, dass die Leute leben; sie sind ärmer, sie konsumieren weniger, aber sie leben, nach einem entspannteren Rhythmus als bei uns. Die terms of trade verschlechtern sich, Kakao und Kaffee sind ständig unter Druck auf dem Weltmarkt, die Finanzen von Kamerun deswegen auch. Aber nichts ereignet sich, das vergleichbar wäre mit dem Wind, der sich in Deutschland erhebt, wenn ein paar Käfer weniger in den USA abgesetzt werden. Es gibt kein allgemeines Krisenbewusstsein. Es gibt vielleicht ein dumpfes Unbehagen, aber das artikuliert sich nicht wegen der fehlenden freien und öffentlichen Diskussion der nationalen Belange. Dieses Klima wirkt sich auch auf den Beobachter aus, mit dem Erfolg, dass alles dramatische, krisenhafte, das die Entwicklungsdiskussion bei uns kennzeichnet, sich verflüchtigt. Man muss gegen den Augenschein andenken, um zu merken, dass die Lage nicht so gemütlich ist wie es den Anschein hat.

Fangen wir mit Zahlen an, die auf gewisse Ungleichgewichte aufmerksam machen und dadurch interessant sind; sie stammen aus dem dritten Fünfjahresplan von Kamerun, der im Sommer verkündet worden ist.

54 % der Bevölkerung Kameruns von 5,8 Mill. sind zwischen 16 und 60 Jahren, im arbeitsfähigen Alter, also rund 3 Mill. Nur 170.000 davon sind Lohn- und Gehaltsempfänger im staatlichen und privatwirtschaftlichen Sektor, also Leute, die mit modernen Mitteln arbeiten. Alle anderen sind Bauern (70 % der Bevölkerung lebt zur Zeit noch auf dem Land), oder sie leben auf irgendeine Weise in der Stadt. Auf beide Gruppen komme ich noch zurück. Von den 170.000 Beschäftigten im modernen Sektor arbeiten 30,3 % im öffentlichen Dienst, 69,7 % im privaten und halböffentlichen (Post/Bahn) Bereich, also 118.300 in absoluten Zahlen. Die wiederum teilen sich auf in 41.300, die im Primärbereich (moderne Landwirtschaft im Plantagenstil), 34.200 im Sekundärbereich und 42.700 im Tertiärbereich arbeiten. Zählen wir zu den letzteren die 52.700 vom öffentlichen Dienst hinzu, so stellen wir fest, dass im modernen Bereich 95.400 Beschäftigte, also über die Hälfte von allen, verwalten, verkaufen, bedienen, aber jedenfalls nicht produzieren.

Wenn man das mit der Verschiebung des Schwerpunkts in der Beschäftigtenstruktur Europas vom Primär-, über Sekundär-, zum Tertiärbereich, von Beginn der industriellen Revolution bis jetzt vergleicht, stellt man fest, dass Unterentwicklung heute etwas anderes ist als das Frühstadium unserer Entwicklung. Der Sekundärbereich ist und bleibt schwach wie die Planungsziffern für die nächsten 5 Jahre zeigen: Durch Schaffung neuer Industrien und neuer Plantagen sollen 1975 51.520 Arbeitsplätze im modernen Agrarsektor, 49.070 im Sekundärsektor und 54.520 im privaten Tertiärsektor zur Verfügung stehen. Der öffentliche Dienst wird 65.470 Beschäftigte haben. 100.590 Beschäftigten im modernen Produktionssektor werden 120.000 im Verwaltungssektor gegenüberstehen, das Verhältnis ändert sich nicht.

Aus den Zahlen errechnet sich ein jährliches Wachstum der Arbeitsplätze um 5,4 %. Gleichzeitig rechnet man mit einem Anwachsen der Stadtbevölkerung von den jetzigen 1.276.000 auf 1.664.000. Die prozentuale Zuwachsrate ist

also ungefähr gleich der bei den Arbeitsplätzen. Aber da es sich um ganz andere absolute Zahlen handelt, wird der Druck auf den Arbeitsmarkt immer stärker werden. Immer weitere Kreise der Bevölkerung werden die Unterbeschäftigung im traditionellen Primärsektor mit städtischer Arbeitslosigkeit vertauschen.

Kritisch wird es auch mit der Beschäftigung der Hochqualifizierten, Gutsausgebildeten. Hier rechnet man bis 1975 mit einem Überschuss von 25.000, obwohl der öffentliche Dienst sich hier eine Zuwachsrate von 6 % einräumt, um dem Mißstand ein bißchen zu begegnen. Die Frage aller Studenten an der Uni z.B. ist, ob sie eine Arbeit finden werden, die ihrer Qualifikation entspricht. Der Staat kann dafür keine Garantie mehr geben. Im letzten Sommer, bei einer Sitzung des Comité de Bourses stellte ein Auslandsstudent in Ferien eben die Frage nach der späteren Anstellung. Der Minister, etwas echaffiert, wies die Betroffenen darauf hin, dass sie nicht alles vom Staat erwarten dürfen, dass gerade sie mit ihrer Ausbildung findig sein und im Geschäftsleben etwas auf die Beine stellen sollten. Zu den Qualifizierten mit Abschluss gesellen sich die, die ihre Ausbildung zwischen durch irgendwo abbrechen mussten (meist wegen Geldmangel): Für 1971 rechnet man mit 8000, die irgendwo auf der Sekundarstufe aufgehört haben, zusätzlich zu den 6.874 die einen Abschluss geschafft haben, und die auch irgendwo mit Gehalt, und möglichst in irgendeiner Verwaltung unterkommen möchten. Extrapolieren Sie, wieviel es 1975 sein werden.

Auf einer Fahrt habe ich einen jungen Mann mitgenommen, der zu der Gruppe dieser Ausgeflippten gehörte. Er hatte das Abitur verbaut, danach nicht wiederholen können wegen Geldmangel. Im Moment bearbeitet er 7.000 Kakao-bäume. Seine Schulbildung nützt ihm dabei nichts, weil sie literarisch-theoretisch war. Seine augenblickliche Arbeit macht ihm zwar Spass, sie bringt aber nicht genügend ein. Jetzt versucht er als Externer sein Glück nochmals mit dem Abitur. Wenn er's schafft, gibt's wahrscheinlich wieder einen Planteur weniger, und einen, der auf einen Bürotisch lauert mehr. Das Beispiel zeigt, dass es noch nicht ins allgemeine Bewusstsein eingegangen ist, wie schwer es ist, mit guter Ausbildung etwas zu werden. Bis jetzt konnte man in Kamerun mit entsprechendem Diplom immer noch was werden, der Sohn des planteurs durch Schulbildung Minister. Das ändert sich jetzt. Auch darauf komme ich noch zurück.

Auf noch ein weiteres Ungleichgewicht stösst man, wenn man das Bildungsniveau der Beschäftigten im öffentlichen Dienst betrachtet. Im allgemeinen sollten auf einen Cadre supérieur (Verwaltungsbeamter mit Hochschulabschluss) 3 oder 4 techniciens supérieur (Diplomlandwirt/Ingenieur) und 10 bis 15 techniciens kommen, damit der cadre supérieur effektiv arbeiten kann. In Kamerun kommen aber im Moment auf einen cadre supérieur nur 0,7 techniciens supérieurs, 2,4 techniciens und 12,2 ouvriers qualifiés.¹⁾ Von den Diplomen von 1971 gingen 670 an cadres supérieurs, 298 an techniciens supérieurs, ²⁾ 730 an techniciens. Bei den Berufssparten nur 2 Zahlen. 2.063 sind für die Verwaltung ausgebildet worden, nur 249 haben eine formation agricole, obwohl gerade die Entwicklung der Landwirtschaft entscheidend sein wird für die Zukunft des Landes. Um zu verdeutlichen, wie sich dieses Ungleichgewicht im Alltag auswirkt, ein Beispiel: Bei einem anderen Komitee, das die Abiturienten in Studienzweige orientieren sollte, und zu dem ich als Vertreter der Fakultät Zutritt hatte, lagen bei Beginn der Sitzung keinerlei Unterlagen vor. Der directeur aus dem Erziehungsministerium hatte zwar Auftrag gegeben, aber die Ausführenden hatten komplett versagt. So wickelte sich die Sitzung folgendermassen ab: Einer las die Durchschnittsnoten des vergangenen Jahres vor, und die Versammlung, die Dekane der verschiedenen Fakultäten, Direktoren aus Ministerien usw., stimmten unisono, wenn gute Noten vorhanden waren in Physik: math.-phys. Richtung usw. Für eine Arbeit, rein mechanisch, die ein Subalterner allein hätte erledigen können, musste die Creme der kamerunischen Wissenschaft und Verwaltung 2 Arbeitstage verwenden.

ouvriers qualifiés = Facharbeiter

techniciens supérieurs = Diplomlandwirt/Ingenieur

Sie könnten als weiteres Beispiel auch die schon einmal geschilderten Verhältnisse im Krankenhaus Yaounde nehmen, wo eben auch cadres moyens +) fehlen und unqualifiziertes Personal mit Protektion die Verhältnisse unerträglich machen. Als später Nachtrag zu dieser Schilderung eine Stimme aus dem Volk, die jetzt bei unserer Umfrage gesprochen hat: Si je suis malade, j'irais jamais à l'hôpital central. Là on tue les gens! - Frage: Comment les tue-t-on? - Il y a trop de négligence et puis chacun veut qu'on l'appelle chef, patron, docteur, professeur, président avant qu'on ne te soigne. Dis-toi, que fait le pauvre pendant tout ce temps perdu? (Wenn ich krank bin, gehe ich niemals in die Zentralklinik. Dort tötet man ja die Leute! - Frage: Wie tötet man sie denn? - Es gibt zuviel Fahrlässigkeit und dann will jeder dort auch noch, dass man "Chef", "Meister", "Doktor", "Professor" oder "Herr Präsident" zu ihm sagt, bevor er einen pflegt. Nun stell dir einmal vor, was der arme Mann während dieser vergeudeteten Zeit dort soll?).

Von der Verwaltung, die Reibungsverluste erzeugt, weil sie ungleichgewichtig ist, gehen wir zurück zum Produktionssektor. In der Industrie, winzig wie sie ist, wird nicht das Kapital akkumuliert, das man zur weiteren Entwicklung braucht. Im Gegenteil, sie fordert laufend neue Investitionen, die woanders her finanziert werden müssen. Die Hoffnung etwas rauszuholen, kann man eigentlich nur beim traditionellen Agrarsektor haben, weil da mit geringem Kapitalaufwand und viel "investissement humain" Überschüsse erzielt werden könnten. (9,2 % der Mittel sollen im Lauf des 3. Fünfjahresplans direkt in die Landwirtschaft investiert werden gegenüber 25,1 % in die Industrie. Die indirekten Investitionen, die der Landwirtschaft dann doch zugute kommen, die in die Infrastruktur, werden allerdings ansehnlicher sein: 20,5 %). Es ist deswegen nur vernünftig, wenn man jetzt den Schwerpunkt auf die Entwicklung des Landes legen will. Die offizielle Politik macht zur Zeit in "ruralisation", man betont die Bedeutung dieses Produktionssektors, die Jugend wird ermahnt, zurückzugehen aufs Land usw. Die Politik stösst aber in der Praxis auf gewaltige Hindernisse. Um die zu verstehen, müssen wir erst mal von der ländlichen Unterbeschäftigung, der kaschierten Arbeitslosigkeit, reden.

Die traditionelle afrikanische Wirtschaft war eine Subsistenzwirtschaft; man produzierte für den eigenen Bedarf, Akkumulation war praktisch unmöglich, da die Geldwirtschaft nicht eingeführt war. Die erste Sorge der Kolonisatoren war, zur Geldwirtschaft zu zwingen. Man erhob Steuern, und damit die Leute etwas verdienen konnten, wurden die cash-crops (Kakao, Kaffee usw.) eingeführt; das ist alles sehr verkürzt, weil uns die Gegenwart interessiert. Das wesentliche dabei ist nämlich, dass zur Zeit neben den cash-crops die reine Subsistenzwirtschaft in weiten Teilen des Landes weiterläuft. Die cash-crops aber fordern nur gelegentlich vollen Arbeits-einsatz, sie bringen nur einmal im Jahr Geld. Daneben produzieren die Frauen die Güter für den täglichen Bedarf. Die Arbeitskraft der Landbevölkerung wird also nicht rationell im Sinn der Erzielung von Überschüssen ausgenutzt. Das augenblickliche Ziel ist, eben das zu erreichen.

Das wäre möglich, wenn laufend mehr Nahrungsmittel produziert und abgesetzt würden. Der städtische Markt könnte zur Zeit durchaus noch mehr abnehmen. Durch die Transportschwierigkeiten und die Gewinne der Zwischenhändler sind Nahrungsmittel ums fünf- bis sechsfache höher in den Städten als in den leichter zu beliefernden kleinen Zentren auf dem Land. Aber man käme natürlich bald an die absolute Sättigungsgrenze der städtischen Märkte. Am Beispiel der Hühner und Eier ist der Fall schon durchexerziert. Die kirchlichen centres d'assistance rurale haben gezeigt, dass sich daran etwas verdienen lässt; Bauern in Stadtnähe haben nachgezogen. Im Moment fangen die Absatzschwierigkeiten langsam an. In diesem Fall könnten sie relativ leicht behoben werden: Eine Preissenkung würde neue Käufer-

+) Cadres moyens = mittlere Angestellte

schichten erschliessen, Huhn ist so teuer, dass z.B. wir es uns nicht leisten können. Hier ist eine psychologische Schwelle zu überwinden: Von relativ hohen Gewinnspannen runter, um mittels Mehrarbeit und Massenumsatz auf seine Kosten zu kommen..... Bei lebensnotwendigen Produkten (plantains, makabo) kann man den Markt auf diese Art natürlich nicht vergrössern.

Auf dem Land gibt's einmal im Jahr Geld, bei der Ernte von Kakao und Kaffee. Dieses Geld wird in kurzer Zeit für Kleidung, Wellblech für die Häuser, Luxusprodukte (Whisky) und Steuern ausgegeben. Das Jahr über sonst wird ausser Salz, Seife, Petroleum für die Lampen so gut wie nichts abgesetzt. Es können sich dort keine Händler halten, was wiederum mit sich bringt, dass die Versorgung des Landes mit Gütern denkbar schlecht ist. Die Geldwirtschaft ist sozusagen episodisch: Als unlängst die Mutter von unserem Boy gestorben ist, musste er von seinem schmalen Gehalt (und dem was der Patron dazulegte) die Getränke für die Feier mitbringen. Eine Beerdigung ohne Whisky: unmöglich, und der Vater, ein cultivateur mit 5000 Kakaobäumen, hatte schon nichts mehr flüssig.

Die Frage ist also, wie man intensive, kontinuierliche Arbeit einführen kann, die dann als Kapital akkumuliert werden könnte. Ein Bekannter, der Beauftragte für die DED (ein Wirtschaftler) meint, das Problem liesse sich auf sozusagen klassische Weise lösen: Wenn alle Bauern produzieren, absetzen und Geld haben, könnte sich auf dem Weg der Diversifikation wie einst bei uns eine Handwerkerschicht auf dem Land herausbilden, die ihre Produkte bei den Bauern absetzt und bei denen die Bauern Nahrungsmittel absetzen. Ich halte das für einen Irrtum: Die Kaufkraft würde vor allem den Städten zugute kommen, zu einem grossen Teil der Massenkonsumartikel produzierenden westlichen Industrie, weil eben die eiserne Bettstelle aus Europa viel begehrter ist als das Bambusbett, das der Nachbar mit moyens de bords herstellt, das Transistorradio wichtiger als der Rohrsessel.

Geld verdient und Geld ^{ge}ausgegeben wird in den Städten, und das ist der Hauptgrund für ihr rasches Wachstum. Das erhellt auch aus unserer enquête und war für mich doch einigermaßen überraschend, insofern als wir feststellten, dass das Geld eben nicht nur eine Fata Morgana der Landbewohner ist, die in der städtischen Wirklichkeit sich verflüchtigt. 28 von 56 sagen ausdrücklich: die Stadt ist besser, weil man hier Geld hat, von diesen 28 haben nur 9 ein salaire fixe¹⁾ Selbst der chômeur²⁾ sagt: Hier kann man Geld verdienen. Und in der Tat, wir haben 4 getroffen, die sich ausdrücklich als chômeur bezeichnen, aber keinen, der nicht irgendein Einkommen gehabt hätte. Das sind manchmal ganz kuriose Sachen: Einer hat ein Spiel gepachtet, in das 25 frs eingeworfen werden müssen und läuft damit im quartier rum. Aber das Ding ernährt ihn. Manche "basteln" im quartier, wie sie sagen, manche sind Gelegenheitsarbeiter. Insgesamt haben wir 9 getroffen, die sich so über die Runden bringen, und die offiziell zur Kategorie der Arbeitslosen gehören. Städtische Arbeitslosigkeit sieht also anders aus, als man sie sich in Europa vorstellt. Die anderen Berufskategorien: 13 Beamte, 10 Kleinhändler, 11 Kleinhandwerker (menuisier, tailleur, coiffeur, tyiman), 5 Arbeiter, 1 Transportunternehmer mit zwei eigenen Lastwagen, 4 Schüler und Studenten, 5 Nur-Hausfrauen.

Wie sieht's mit der Rückkehrwilligkeit aufs Land: Nur 2 Hausfrauen sagen, sie gingen gern zurück, aber ihr Mann wolle nicht, zwei Männer möchten, können aber nicht wegen der Arbeit. 10 sagen, sie wollen irgendwann einmal aufs Land, 11 sind präziser: Nach der Pensionierung. Von diesen beiden Gruppen haben 8 schon auf dem Land gebaut, das unterstreicht ihre Rückkehrwilligkeit. Aber eben nach der retraite. Ein 54-jähriger formuliert plastisch, warum man im Alter besser zurückkehrt:

- +) salaire fixe = festes Gehalt, Festlohn
- +) chômeur = Arbeitsloser

Un vieux ne peut pas supporter la ville; il ne peut pas marcher comme il veut, on le bousculerait. Il est navré des changements et il doit regretter le bon vieux temps. En campagne il est en paix. Dann gibts 6 die sagen: Pourvu que j'ai tout, je peux vivre n'importe où; Und 13 sind schon kategorisch: Rückkehr aufs Land kommt für mich überhaupt nicht in Frage. Ein chômeur formuliert's drastisch: Je n'ai aucun envie de rentrer, à condition que je devienne un cadavre.

(Ein alter Mensch hält die Stadt nicht mehr aus; er kann nicht so gehen, wie er will, man ruppelt ihn überall an. Die Veränderungen bedrücken ihn sehr und er sehnt sich nach der guten alten Zeit zurück. Auf dem Lande lebt er in Frieden. Dann gibt's sechs, die sagen: Wenn ich alles hätte, könnte ich überall leben. Ein Arbeitsloser formuliert's drastisch: Ich habe keine Lust, (auf's Land) zurückzukehren, um dort zu verenden.

Am Rand: Ein cadre supérieur (leitender Angestellter im Regierungsdienst) führt alle Gründe an, die in der Propaganda für die ruralisation (Verländlichung) gemacht werden. Er selbst ist davon ja nicht betroffen; er muss in der Stadt bleiben. - Ein Mann aus dem Volk hat diesen Widerspruch erfasst und sagt: C'est insignifiant de prêcher le retour en campagne. Ceux qui le prêchent ne peuvent pas eux-mêmes rentrer vivre en campagne. (Die Rückkehr auf's Land zu predigen, ist bedeutungslos. Wer das predigt, kann meist selbst nicht zurückkommen, um auf dem Lande zu leben.)

Wenn die Stadtbewohner selbst ihre Lage so positiv einschätzen (trotz vieler Klagen über die hohen Preise und den verrückten Verkehr und trotz mancher sentimentaler Erinnerungen ans Land), dann ist's kein Wunder, wenn die Landbewohner, die ja laufend in Verbindung mit der Stadt sind durch Besuche in beide Richtungen, sich dann eines Tages entschliessen, in der Stadt zu bleiben, um am schönen neuen Leben zu partizipieren. Der Zustrom in die Städte wird also anhalten, wie die Statistiken ja auch als selbstverständlich voraussetzen. Schwierig wird's dann, wenn die Zahl der offiziellen chômeurs so hoch ist, dass sie sich nicht mehr mit solchen kleinen Jobs über Wasser halten und relativ lustig leben können. Ich könnte mir vorstellen, dass wir in Douala jetzt schon zu anderen Ergebnissen gekommen wären. In Douala ist chômage härter, weil, gemessen am Umfang der Bevölkerung, weniger Geldmittel im Umlauf sind. Die relative Konzentration von gut und regelmässig verdienenden Beamten, 32 von hundert Beschäftigten laut offizieller Statistik, in Yaounde ermöglicht es den ganzen boutiquiers, tailleurs usw. zu existieren. Ein commercant sagt auch ausdrücklich, dass er von Douala nach Yaounde gekommen ist, weil er hier mehr Kundschaft hat.

Wir haben gesehen, dass die Politik der ruralisation im Ansatz richtig ist. Danach, dass in der Praxis für aktive Elemente viel mehr für die Stadt spricht, und dass auf dem Land selbst mit rein ökonomischen Mitteln kaum eine Mehrarbeit zu erreichen sein wird. Wenn die Mittel versagen, könnte vielleicht auf dem Weg der Bewusstseinsbildung etwas erreicht werden. Genau in diese Richtung zielen die "orientations fondamentales" des dritten Plans:

Le IIIe Plans insère dans un ensemble d'orientations fondamentales qui sous-tendent la politique de développement du Cameroun. Le développement doit s'appuyer sur la mobilisation de toutes les forces vives du pays au service du progrès national. Cette mobilisation sera obtenue par l'information et l'animation des masses, par la participation de celles-ci à la poursuite des objectifs nationaux, en rapprochant davantage l'administration de la population et en l'organisant pour une efficacité toujours plus grande. Le but ultime de la politique de développement est de faire de l'homme camerounais le moteur de son propre progrès, matériel et spirituel.

(Der III. Plan fügt sich in den Gesamtzusammenhang der Grundrichtung ein, der die Entwicklungspolitik Kameruns umspannt. Die Entwicklung

muss sich auf die Mobilisierung aller lebendigen Kräfte des Landes im Dienste des nationalen Fortschritts stützen. Diese Mobilisierung wird erreicht werden durch die Information und Belebung der Massen, durch ihre Teilnahme am Streben nach den nationalen Zielen, durch die Annäherung der Verwaltung an die Bevölkerung und durch eine Organisation, die sie immer wirkungsvoller macht. Endziel der Entwicklungspolitik ist es, den kamerunesischen Menschen zum Motor seines eigenen Fortschritts, in materieller und geistiger Hinsicht, zu machen.)

Das hört sich gut an, aber wie spielt sich nun die mobilisation, die animation der Massen in der Praxis ab?

Wenn wir die Reden der Minister, Präfekten, Unterpräfekten, in denen diese Ziele in kleiner Münze ans Volk weitergegeben werden als Indiz nehmen, dann lässt sich folgendes Grundmuster der animation und mobilisation rausschälen: (Die Reden werden tagtäglich von der ACAP, dem Monopoli-formationsorgan hier, ins Haus geliefert).

Die Bevölkerung kriegt zu hören: Le travail de la terre a rien de déshonorant et ne demande qu'à être bien fait pour être rémunérateur. (Die Arbeit auf dem Lande hat nichts Entehrendes und verlangt lediglich, gewinnbringend getan zu werden.)

Sie wird deswegen ermahnt, unermüdlich zu arbeiten und ihren steuerlichen Verpflichtungen nachzukommen. (Die meisten Rundreisen von Unterpräfekten dienen zur Zeit, nach der Kakaoernte, dem Eintreiben der Steuer.)

Der Rahmen ist vorgegeben und muss respektiert werden. Initiative entfalten dürfen nur die grosse vaterländische Partei und die Verwaltung, die sich im übrigen zueinander verhalten wie deux faces de la même médaille.

(zwei Seiten einer Medaille). Überhaupt ist die Verwaltung le sanctuaire où chacun viendra puiser des idées pour mieux exécuter les tâches de développement dans le cadre des orientations générales. (... die Verwaltung der Altar, von dem jeder seine Ideen schöpft, um die Entwicklungsaufgaben im Bereich der Generallinie besser aufzuführen.)

Die Basis kommt also im wesentlichen als Befehlsempfänger in Blick, die vorgegebene Ziele verwirklichen soll; ihr werden Sachen vorgemacht, die nicht stimmen, von der auch die Bevölkerung weiss, dass sie nicht stimmen (ne demande qu'à être bien fait pour être rémunérateur), (verlangt lediglich, gewinnbringend getan zu werden). Das führt auf lange Sicht dazu, dass kaum einer diese Appelle mehr richtig ernst nimmt, weder der, der die Rede schreibt (er hat seine vorgegebenen Floskeln, die er benutzt und die man in der ACAP eben dauernd wiederliest, gebraucht von immer anderen Leuten), noch der, der die Rede hört. Eine solche Strategie der mobilisation und der animation ist natürlich ziemlich schlecht.

Noch ein Zitat, das erhellend ist, diesmal aus "activité camerounaises", einem wirtschaftlichen Monatsblatt:

Mon propos, c'est que les préceptes de la culture africaine soient strictement observés dans nos familles. Apprenons à nos enfants à être respectueux de tous ceux qui les dépassent en âge, à travailler dans les maisons avec nos boys et bonnes, à être toujours prêts à servir qu'à être servis, à recevoir des ordres et à les exécuter rapidement qu'à donner des ordres, à voir toujours l'intérêt général avant l'intérêt personnel, à obéir plus qu'à contester, à savoir affronter et supporter les difficultés qu'à les fuir, à reconnaître le tort qu'à chercher toujours avoir faussemment raison; bref, armons nos enfants d'une éducation "africaine" qui puisse les adapter aux exigences du développement.....

(Ich schlage vor, dass die Gebote der afrikanischen Kultur streng in unseren Familien eingehalten werden. Lehren wir unseren Kindern, alle, die sie an Alter übertreffen, zu respektieren, im Hause mit unseren Boys und Dienstmädchen zu arbeiten, eher bereit zu sein, zu dienen, als bedient zu werden, eher Befehle zu empfangen und schnell auszuführen als sie zu geben, immer das Gemeinwohl vor das persönliche Interesse zu stellen,

mehr zu gehorchen als zu streiten, Schwierigkeiten eher in Angriff zu nehmen als ihnen auszuweichen, eher ein Unrecht einzugestehen als immer vermeintlich im Recht zu sein - kurz, bewaffnen wir unsere Kinder mit einer "afrikanischen" Erziehung, die sie an die Erfordernisse der Entwicklung anzupassen vermag.)

Das Zitat zeigt, welche Tugenden hoch im Kurs sind: Unterwerfung und Disziplin, die Tugenden des Untertanen; welche Funktion die afrikanische Tradition heute vielfach für Afrikaner hat: Aus ihr werden Motive herausgeklaut, die in die Interessenlage des Sprechenden passen, und die als afrikanische Tradition gewissermassen geadelt, nicht weiter hinterfragbar, eine besondere Autorität hinzufügen. Wenn das afrikanisch ist, dann war Alt-Preussen ein Musterbeispiel afrikanischer Kultur. Es zeigt, dass es schon eine jeunesse dorée gibt, mit boy und bonne zu Hause, denen es selbstverständlich vorkommt, die gleichen Spitzenpositionen zu haben, die die Väter jetzt besetzen. Es zeigt endlich, welchen Stellenwert die Mobilisierungs- und Disziplinierungsaufappelle wirklich haben: Meistens, wenn ein intérêt générale (Allgemeininteresse) so dick einem intérêt personnel (persönliches Interesse) entgegengesetzt wird, ist das intérêt générale das intérêt personnel der Herrschenden.

Und damit sind wir bei dem entscheidenden Punkt. Die Leute, die heute dran sind, können es sich schon gar nicht mehr leisten, die Massen wirklich zu mobilisieren; es könnte für sie gefährlich werden. Die Leute, die dran sind: das setzt voraus, dass sich inzwischen etwas herausbildet, was als Klasse bezeichnet werden kann, eine Gruppe mit Interessen, die vom allgemeinen Interesse abweichen, genügend stark und genügend weit von der Masse entfernt, um sich als Klasse zu konstituieren.

Dazu einige Beobachtungen, die zeigen, wie sich Kameruns Klassenbildung vollzieht: Die politische Macht ist monopolisiert in den Händen der Bürokraten. Zur politischen Macht aber tritt zunehmend die wirtschaftliche. Die Einkommensstatistik weist aus, dass die cadres supérieurs et moyens im Durchschnitt 38 % ihrer Einkommen für reine Lebenshaltungskosten aufwenden, Arbeiter dagegen 73 %. Bei einem Durchschnittsabstand der Gehälter Arbeiter: cadre = 1:12 wird klar, dass einzig die cadres zu einer Sparleistung fähig sind. Die cadres investieren gewinnbringend, wenn auch nicht produktiv. Sie bauen Häuser, die sie zu schauerlichen Mieten an Ausländer vermieten oder sie placieren Geld im Ausland (über die Summen wird gemunkelt). Sie haben also wichtige Nebeneinkünfte. Der Aufstieg in die Gruppe der cadres wird immer schwerer. Wir haben gesehen, dass Schulbildung allein nicht mehr dazu befähigt. Dazu kommt folgendes: Die cadres bringen es fast alle fertig, ihre Kinder in öffentlichen (fast unentgeltlichen) Schulen unterzubringen. Ärmere sind auf die teuren Privatschulen angewiesen (übrigens auch eine lukrative Geldanlagemöglichkeit ist für den der Geld hat und sich eine Konzession besorgen kann). Das hat zur Folge, dass die Kinder der ärmeren zwischendurch aufhören müssen, weil das Geld ausgeht. Das alles zusammengenommen scheint mir deutlich zu zeigen, dass eine Klassenbildung sich vollzieht, die in der nächsten Generation Fakten geschaffen haben wird, die nicht mehr reversibel sind. Aber das alles ist im Werden. Im Moment wird es noch überdeckt vom Familienzusammenhalt. Noch kann der Kleine aus der gleichen Familie zum Grossen gehen und dort abstauben. Der Grosse stöhnt schon, aber er wagt es nicht, sich dem zu widersetzen und die Beziehungen abubrechen. Die Kleinen hingegen sind noch stolz, einen der ihren an der Spitze zu wissen; sie merken noch nicht, wie weit er von ihnen entfernt ist. Und dann gibt's natürlich auch eine Menge cadres, jüngere Leute zumeist, die wirklich zum besten ihres Landes arbeiten wollen. Das würde es erlauben, die Worte des 3. Plans, die ich zitiert habe, völlig wörtlich zu nehmen und eine animation zu machen, die den Namen verdient, wenn jemand da wäre, der dazu fähig wäre.

Ich rekapituliere: Ich habe den Eindruck, dass mit der augenblicklichen Entwicklungspolitik und ihren Interventionsschemata eins jedenfalls nicht

erreicht wird: die gesetzten Ziele. Verdoppelung des Lebensstandards in x Jahren, wirtschaftliche Unabhängigkeit, allgemeine Hebung des Lebensstandards, wobei Lebensstandard durch Konsum angezeigt wird. Entwickelt wird eine Elite der Entwickelten.

Wir kommen damit in die Bahnen der oekumenischen Diskussion (Montreux, Limuru). Das gesetzte Ziel selbst ist nicht entwicklungskonform. Es signalisiert eine stupide Übernahme von westlich-kapitalistischen Denkmustern. Entwicklungsziele aber dürfen nicht auf diese Art von aussen eingefüttert werden. Sie müssen in einem Prozess der Bewusstwerdung von den zu Entwickelnden selber gesteckt werden, von den sich Entwickelnden. Entwicklung als *promotion collective*, die von unten ausgeht. Das wäre ein anderer Ansatz, der sich von der hier versuchten Mobilisation insofern unterscheidet, dass er mit dem Gedanken ernst macht, dass er die Mobilisation nicht nur als Mittel zum vorher mit Hilfe westlicher Denkschemata ausgewählten Entwicklungsziel begreift.

Welche Schwierigkeiten einem solchen Ansatz entgegenstehen, dürfte klar geworden sein: Die *promotion individuelle* zum Bürotisch oder zur boutique in der Stadt ist viel einleuchtender, weil vielfach vorexerziert. Konsum als Index guten Lebens hat sich weitgehend im Bewusstsein durchgesetzt. Es ist ein Irrtum, zu glauben, der *esprit communautaire* (Gemeinsinn, Gemeinschaftsgeist) der Afrikaner warte nur auf die Idee um sich ihr dann zu ergeben. Die führende Schicht, an der man sich orientiert, hat in jeder Hinsicht das kapitalistische Wertsystem übernommen.

Vor allem aber: Wer soll der Inspirator zu der *promotion collective* sein. In der oekumenischen Diskussion ist klar: Die Kirchen. Deswegen zum Abschluss noch etwas zu den Kirchen, um zu zeigen, wo wir hier stehen.

Ich fange mit Beispielen an: Zwei meiner Studenten, die mit der Jugend einer Gemeinde zusammenarbeiten, beklagen sich. Die Jugend akzeptiert nicht mehr das Programm, das sie ihr machen. Sie wollen mit der Jugend bestimmte Theaterstücke einüben, die Jugend will ihre Stücke selber machen. Die Jugend ist also "undankbar", weil sie nicht froh darüber ist, dass Studenten der Theologie ihnen helfen und sie aufs richtige Gleis schieben wollen. Die Jugendlichen sind übrigens genauso alt wie die Studenten, aber dem Theologen, dem zukünftigen Pfarrer, muss ja wohl eine Führungsstellung zukommen.

Ein anderer Student erklärt, dass ein Begriff wie der einer egalitären Gesellschaft unchristlich ist. Begründung: Gott ist König, Christus ist König. Im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden hat Christus selbst gesagt, dass der eine über 10 Städte, der andere über 5 Städte gesetzt wird. Das zeigt, dass es auch im Reich Gottes welche geben wird, die untergeordnet sein werden, nicht nur unter den König, sondern auch unter die, die exemplarisch mit ihrem Pfund gewuchert haben.

In einer Diskussion mit progressiven Katholiken über kirchliche Hierarchie und so bemerkt einer unserer Studenten, dass es vielleicht viel daran zu kritisieren gibt. Aber man darf das keines Falls dem Volk sagen, ihm erlauben mitzukritisieren, sonst macht es die ganze Kirche kaputt. Kritik muss auf die Kreise der Elite beschränkt bleiben, dem Volk traut man nichts gutes zu. Predigten reimen sich mit wenigen Ausnahmen alle auf die *obéissance*, die man dem himmlischen Herrn, dem Gesetz, dem Pastor, den Obrigkeiten überhaupt schuldet. Die Gemeinde soll sich unterordnen. Ein Pfarrer von der Kanzel, als er auf moderne Götzen zu sprechen kommt, die vom wahren Gott weglocken: Der Alkohol, die Freiheit. Um sie zu charakterisieren lässt er Szenen aus der europäischen Porno- und Rauschgiftszene abrollen. Freiheit ist gefährlich.

Selbstverständlich spiegelt sich der Autoritarismus der Kirche auch in unserer Umfrage. Man wünscht vielfach keine näheren Kontakte zum Pfarrer, weil er rigoristisch ist, autoritär, gern die Leute unter Disziplin stellt. Die Stadt ermöglicht, dass man etwas auf Distanz geht. Gleichzeitig

fängt die Kritik an: Der Pfarrer hält sich selbst nicht an das, was der verkündet, er streitet sich viel mit seinen Kollegen rum, er nimmt's mit dem Geld der Kirche nicht genau. Und wenn man den idealen Pastor beschreiben soll, dann wünscht man sich einen, der seine Leute besucht und sich um sie kümmert, mit ihnen ihre Probleme bespricht, der freundlich ist und kooperativ. Immerhin wünschen 11 einen näheren Kontakt zur Kirche.

Das bedeutet, dass die Kirche augenblicklich weit davon entfernt ist, ein Gegenmodell zu den sich bildenden Strukturen zu leben. Sie hilft vielmehr mit, sie zu verfestigen, indem auch die Unterordnung, Gehorsam propagiert. Sie können sich von daher vorstellen, wie wenig der Boden vorbereitet ist, die oekumenische Diskussion in ihrer Intention auch nur zu verstehen.

Nun ist aber auch UIM gerade durch den emanzipativen Ansatz, das Handeln nicht für, sondern mit, gekennzeichnet. Wir stehen also ganz am Anfang. Wird der Gedanke, dass in den Städten etwas besonderes geschehen muss, von immer weiteren Kreisen akzeptiert, so ist diese Kurve vom autoritären zum emanzipativen schwer zu kriegen. Wir haben ja in Deutschland genügend Beispiele dafür, wie schwer das ist, obwohl bei uns, um auf die merkwürdige Exegese von Luk. 19 zurückzukommen, sich inzwischen rumgesprochen hat, dass das Reich Gottes keine feudalistischen Strukturen haben wird.

Damit mache ich Schluss für heute. Ich hoffe, Sie hatten nicht allzuviel Mühe, sich durch das ganze Papier und die frz. Zitate durchzufressen.

Ich grüsse Sie, das ganze Haus und alle Freunde sehr herzlich

Ihr

Gerhard Mey

Komm Seeberg
f. A. A.

Überreicht durch Gossner Mission, 65 Mainz, Albert-Schweitzer-Str. 113/115

Auszugsweise Abschrift eines Briefes von Pastor Gerhard Mey, Yaoundé/Kamerun

Erledigt:

23. Dezember 1971

"Letzte Woche hatten wir wieder einmal in Douala zu tun; wir wollten Kontakte aufnehmen zu einigen Personen und Institutionen, von denen wir Hilfe bei der Durchführung des Kurses erwarten. 60 % der Termine, die P. Hérold für uns ausgemacht hatte, sind geplatzt, weil die betreffenden Herrn schnell irgendwo hingereist waren, oder weil sie einfach mal einen Morgen nicht zum Dienst kamen. Das gibt uns schon einen kleinen Vorgeschmack auf die Laufereien, die wir während des Kurses haben werden, um alle Redner immer pünktlich ranzukriegen. Zwei gute Leute haben wir aber doch noch getroffen bei den zustandgekommenen Besuchen, einen Gewerkschaftler und einen Pater; besonders der letztere wird noch sehr wertvoll für uns werden. Père Hôrault macht halbtags Dienst in einer paroisse, halbtags arbeitet er - als ausgebildeter Betriebswirt - im Rahmen der AFCA (Association pour la Formation de Cadres...) und macht Meisterschulungskurse in allen Betrieben Doualas. Er kennt also alle Firmenchefs und so ziemlich alle Betriebsprobleme aus eigener Anschauung. Unser Kurs interessiert ihn lebhaft. Er wird uns nicht nur die zwei, drei Vorträge halten, die wir ihm zugedacht hatten, er hilft uns auch, die Teilnehmer in den Betrieben unterzubringen und will in der Phase der Auswertung der Betriebsarbeit so viel wie möglich als Teilnehmer anwesend sein. Ja, die Katholiken! Ich bin schon wieder einmal neidisch, was die für Leute ins Feld führen können. Erfreulich auch seine Nüchternheit der eigenen Arbeit gegenüber. In Frankreich wollte er als Arbeiterpriester an der Überwindung der Entfremdung von Kirche und Welt mitarbeiten. Hier interessiert ihn das erst in zweiter Linie; in erster Linie hat er einen sachbezogenen Beitrag zur Entwicklung zu leisten.

Wo wir unsere Kursteilnehmer unterbringen werden, wissen wir immer noch nicht. Die Freunde in Douala haben noch keine Wohnung gefunden. Vielleicht arbeiten sie auch nicht mit Volldampf daran, weil der 15. April ja noch sooo weit weg ist. Ich werde schon so langsam kribbelig, was mir gar nichts hilft. Es ist schon besser, auf das afrikanische Improvisationstalent zu vertrauen, das dann, wenn's wirklich prekär wird, eine Lösung findet.

In der letzten Woche allerdings ist nun etwas passiert, was dem Feuerzeichen an der Wand gleicht, und hier mache ich mir ernstlich Sorgen. Dazu muss ich etwas ausholen. Ich hatte Ihnen geschrieben, dass das UIM-Komitee Yaoundé eine Umfrage in den quartiers unternehmen will und Ihnen auch den betreffenden Fragebogen mitgeschickt. Unsere Vorbereitungen waren weit gediehen: Gelzer, ein Kollege von der Fac, der in diesem Semester ein Seminar über Urbanisierungsprobleme durchführt, hatte seine Studenten für die Umfrage scharf gemacht. Mit den meinen von der Soziologie ergab das eine stattliche Truppe von 9 Mann. Den Studenten machte es Spass, wir hatten sie schon trainiert für die Aufgabe. Wir warteten nur auf die Genehmigung, denn eine Umfrage muss selbstverständlich genehmigt werden. Der Antrag dazu lag seit Anfang November beim Präfekten vor. Als wir nun nachfragten, was daraus geworden war, erfuhren wir, dass der Präfekt an die zuständige Abteilung im Innenministerium weitergeleitet hatte. Letzte Woche, während ich in Douala war, machte nun Gelzer, nach vielem Türanklopfen, den entsprechenden Herrn (politische Abteilung) ausfindig. Und der erklärte nun, dass die Umfrage nicht genehmigt werden könne. Im Fragebogen stünden hochpolitische Fragen wie: Wieviel Arbeitslose gibt's hier? Wie erklären Sie sich, dass Sie keine Arbeit gefunden haben? Was fehlt in Ihrem quartier? Was denken die anderen Leute der Stadt über ihr quartier? Es sei nicht auszuschliessen, dass durch solche Fragen Unruhe in der Bevölkerung entstehe.

Damit liegt dieses Projekt auf dem Bauch. Und das hat bestimmte Konsequenzen. Am wenigsten schlimm sind sie für unsere Studenten und deren Ausbildung. Hier stellen wir einfach um und machen gezielte Beobachtung in Bars (damit kein Mißverständnis entsteht: Bars sind die Bretterbuden im quartier, wo das Volk seine abendliche Flasche Bier zu sich nimmt). Dabei werden sie ebenfalls lernen, was den Mann auf der Strasse interessiert, und sensibilisiert werden für seine Probleme. Auch methodisch kriegen sie etwas mit. Wenn alles gut verarbeitet wird, bildet diese Beobachtung wahrscheinlich keine völlig unzulängliche Basis für Reflexionen über Urbanisierungsfragen.

Schwieriger wird's schon für das UIM-Komitee Yaoundé: Die Umfrage, im Hinblick auf seine künftige Arbeit konzipiert, von der wir uns Orientierungsdaten erwarteten, von der ich persönlich darüber hinaus noch erhoffte, dass sie die Mitglieder des Komitees stärker auf die praktischen Fragen lenkt und das sie zum Ausgangspunkt für eine konkrete Arbeit in den quartiers werden könne, findet nicht statt. Der Schuß vor den Bug kam zur Unzeit, denn das Komitee ist noch nicht weit genug, dass es ihn mit Nonchalance einkassieren könnte, um sich dem nächsten Projekt zuzuwenden. Alles reagiert mit Angst: Die Studenten ebenso wie alle anderen. Man weiss, dass etwas, was nicht ins Konzept der Regierung passt, für den Einzelnen peinlich werden kann. Und auf eine Warnung reagiert man so, dass man sich seinen Spielraum freiwillig noch weiter einschränkt, als eigentlich nötig wäre. Diese Reaktion ist natürlich nicht nur kennzeichnend für Studenten und Kollegen, die hier den Bürger repräsentieren, sie ist charakteristisch für die Arbeitsweise in den Ämtern selbst: Der Direktor hat Angst, etwas zu genehmigen, was dem Minister u.U. mißfallen könnte, der Abteilungsleiter orientiert sich in gleicher Weise am Direktor. So kommt's, dass man, je weiter man nach unten kommt, umso weniger Risikofreude und umso mehr selbst auferlegte Verbote findet. Meine Antwort auf die Frage eines Studenten, warum wir uns denn überhaupt auf ein so gewagtes Unternehmen eingelassen hätten, die Antwort: Man müsse doch einfach mal ausprobieren, wie weit man gehen könne, und einen Antrag stellen sei ja schliesslich kein Verstoß gegen das Gesetz, diese Antwort eines Menschen, der in einem ganz anderen Kontext seine Erfahrungen gesammelt hat, rief ein allgemeines Schütteln des Kopfes hervor. Was das à la longue für jegliche UIM-Arbeit in Kamerun bedeutet, ist klar.

Am schlimmsten aber sind die Aussichten, die sich daraus für unseren Kurs ergeben. Francois hatte, lang vor dem Beginn aller Vorbereitungsarbeiten, sich das grundsätzliche Einverständnis des Sicherheitschefs geholt. Er hat ihn auch peinlich genau über den Fortgang der Vorbereitungen informiert. Aber wenn ich unser Programm mit dem harmlosen Fragebogen vergleiche, kommen mir Bedenken. Die Ämter geben sehr gern einen accord de principe, ablehnen können sie dann immer noch, wenn's brenzlig wird. Wir wollen zwischen Weihnachten und Neujahr uns noch mal mit dem Sicherheitschef unterhalten und hoffen, dass wir so von sehr hoher Stelle grünes Licht bekommen. Beten Sie für uns! Und geben Sie bitte diese unerfreulichen Nachrichten auf geeignet erscheinendem Weg nach Genf weiter, damit die auch auf dem laufenden bleiben. Ich möchte von hier aus nicht viele Briefe zu diesem Thema abschicken.

Sonst macht die Arbeit Fortschritte: Das zweite Projekt des örtlichen UIM-Komitees, der Jugendleiterkurs, ist inzwischen abgeschlossen: Etwa 15 Jugendliche zwischen 20 und 25 haben regelmässig daran teilgenommen und scheinen, nach Reaktionen von dritter Seite, davon inspiriert worden zu sein. In 6 Abenden lässt sich natürlich nicht allzu viel erreichen, und ob überhaupt neue Ansätze sich ergeben, liegt an den betreffenden Gemeindepfarrern. Die tun zwar nichts in Jugendarbeit, aber sobald sich irgendetwas tut, wollen sie die Richtung allein bestimmen. Einige etwa machen genaue Vorschriften, wieviel Zeit bei einem Jugendabend für étude biblique

(Bibelarbeit) und Lieder verwandt werden müssen, und da bleiben dann noch 15 Min. für sonstiges übrig. Ich habe inzwischen mehrfach an solchen Jugendabenden als Beobachter teilgenommen, auf Einladung der Jugendlichen, um zu analysieren. Zumeist war's furchtbar traurig, schematisch, schulmässig, und das, obwohl die Afrikaner über wesentlich mehr Phantasie verfügen als wir und Mordssachen produzieren, wenn man sie nur lässt. Aber der Gemeindeboß lässt halt nicht, und sein autoritäres Verhalten treibt natürlich die besten Jugendlichen aus den Gruppen raus. Nach diesen Erfahrungen mit den Möglichkeiten innergemeindlicher Jugendarbeit bin ich nicht mehr strikt gegen den Bau von Jugendzentren, wenn diese dann von qualifiziertem Personal geleitet werden.

Das berührt sich mit einem anderen Arbeitsfeld, dem cercle de reflexion de laics von der Fac. (dem Kreis zum Studium der Laienfrage an der Fakultät). Auch da setzt's vor allem Klagen über die Kollegen im Amt. Die Gruppe hat inzwischen einen Stamm von etwa 10 regelmässigen Teilnehmern, natürlich wie befürchtet, nur solche, die schon kirchlich engagiert sind, teilweise in Synoden, Konsistorien sässig. Eine Diskussion, Laien unter sich, scheint ihnen zu helfen zu einem besseren Selbstverständnis.

Weil aber dieser Kreis in seiner jetzigen Ausprägung und seinen künftigen Entwicklungsmöglichkeiten so nahe an die bei uns üblichen Hauskreise herankommt und das allein uns nicht befriedigt, dachten wir, dass wir im Rahmen des Experimentalprogramms dieses Winters zumindest noch einen anderen Ansatz ausprobieren sollten. Wir verfielen auf's Krankenhaus als Problemfeld. Einige Erklärungen vorweg:

Die medizinische Versorgung in Kamerun ist theoretisch umsonst. Vom Kranken werden keine Gebühren erhoben für Krankenhausaufenthalt. Die Krankenhäuser erhalten einen jährlichen Betrag, mit dem sie wirtschaften müssen, und dieser Betrag ist seit 12 Jahren nicht aufgestockt worden. Deswegen ist kein Geld da für Medikamente, oder auch für die Verpflegung der Kranken. Deren Verwandte müssen das Notwendige auf eigene Kosten heranschaffen.

Beim Pflegepersonal finden sich neben qualifizierten Leuten mit Ausbildung viele, die von einem grossen Bruder an maßgebender Stelle in den Job hineinbugsiert wurden, damit sie ein festes Salär erhalten. Die Betreffenden weigern sich oft, niedrige Dienste zu verrichten, und da sie Protektion haben, sind Ärzte dagegen machtlos. Andererseits gibt's auch Patienten mit Protektion, die Sonderansprüche stellen. All' das führt zu einem ausgesprochen gespannten Verhältnis Pfleger/Patient. Im Hospital Central Yaoundé (seit 20 Jahren nicht erweitert, obwohl die Stadt inzwischen von 40.000 auf 180.000 Einwohner angewachsen ist) kommen noch einige Spezialprobleme hinzu, so u.a., das Verhältnis der Abteilungen zueinander; Einen Chefarzt mit Autorität gibt es nicht mehr. Die einzelnen Klinikchefs verteidigen jeweils ihr Reich: Sie weigern sich z.B. anderen Kliniken mit Personal auszuhelfen, wenn die infolge Krankheit teilweise kurz dran sind, aus Angst, sie erhielten ihre Leute dann hinterher nie mehr zurück. Nach einer kleinen Vorbesprechung mit einigen, die was von Krankenhäusern verstehen, planen wir nun im Februar oder März eine Gruppe von Pflegern zur Diskussion ihrer Probleme einzuladen, als erster Versuch zu einer Art Arbeit, die sich an vorgegebenen, ausserkirchlichen Problemen orientiert. Auch das rührt natürlich wieder an das Politische, wir müssen vorsichtig agieren, aber interessant kann's trotzdem werden. Natürlich sind wir weit davon entfernt, irgendwo problemlösend oder gar strukturändernd tätig zu werden. Im Augenblick reicht's schon, wenn wir durch Diskussionskreise ein Klima schaffen können, wo man auf Gedanken an Veränderung nicht gleich mit Angst oder Stop reagiert, innerhalb der Kirche wie draussen."

Gerhard M e y

Yaoundé, den 22. Oktober 1971
P.O. Box 4011 / Kamerun

Liebe Gossners!

Noch etwas angeschlagen von acht Tagen mit viel Arbeit und wenig Schlaf und von drei Tagen nicht minder anstrengenden Wartens mache ich mich an den Bericht von der Monrovia-Konsultation.

Drei Tage anstrengenden Wartens: Ich hatte den Abstecher nach Freetown abgesagt, weil Williams, der Mensch der mich eingeladen hatte, noch in Monrovia zu tun hatte und weil andere Leute aus Freetown (vor allem Mr. Dieterich, amerik. Pfr. und Community-Organizer, seit einem Jahr in Freetown tätig) und doch einiges erhellende über die dortige Situation zu sagen wussten. Ich wollte also mit den Kamerunern direkt zurückfliegen und da gab's die üblichen technischen Pannen: Das Flugzeug von Ghana Airways, das uns nach Abidjan zum Anschlussflug bringen sollte, war über Nacht mit offener Luke im Regen stehen gelassen worden und flugunfähig. Wer sassen fest, gestrandet, unfähig etwas produktives zu tun und das ist ebenso nervenaufreibend wie arbeiten.

Vorher, während der Tagung, habe ich manchmal an die in Deutschland, in Akademien üblichen gedacht: An schöne Einzelzimmer mit weissen Laken, an perfekt arbeitende Sekretariate, an Weinkeller zur abendlichen Entspannung, Ja, wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm. Wir waren im Busch, 50 km von Monrovia entfernt, extrem ruhige Lage. Aber: 10 Mann auf einem Zimmer, davon drei Schnarcher; das Haus so leicht gebaut, dass man jede Unterhaltung drei Zimmer weiter verfolgen konnte; morgens um halb sechs Kofferradio und Duschen, abends um halb eins babbelten die Geschwätzigen immer noch; zum Frühstück bereits Fisch mit Makabo und nachts ein Leintuch zum einwickeln. Ich will keine Lamentationen singen. Aber die Geldgeber mögen wissen, dass wir keinem übertriebenen Luxus huldigten und die anderen mögen staunen, dass man sogar unter solchen Bedingungen arbeiten kann.

Teilgenommen haben 27 Leute, neben den CUIAO-Mitgliedern vor allem "gros bonnets" Großkopfete verschiedener Kirchen aus Togo, Dahomey, Kongo-Kinshasa, Kamerun. Zwei Laien auch, ein Ingenieur aus Ghana, ein ehrenamtlicher Gewerkschaftsboß aus Sierra Leone, der im dortigen Urban-Team mitarbeitet, ein Student aus Liberia. Aus Liberia natürlich auch sonst einige interessierte Pastoren. Die Überrepräsentation von Kirchenmännern war gleichzeitig ein Vorteil und ein Manko: Ein Vorteil, weil dadurch hoffentlich der Boden bereitet wird für eine Ausweitung der Arbeit auf die Kirchen, die sie repräsentierten, ein Nachteil, weil Kirchenführer überall ähnlich sind und eine stärkere Repräsentation von Laien, von Leuten der Basis im Sinn des Arbeitsansatzes von UIM fruchtbar gewesen wäre. Aber wo findet man auf deutschen Konferenzen die Leute, um deren Wohl es uns doch geht?

Leider nicht anwesend waren J. Underwood von der meth. Mission New-York und Allen aus Lubumbashi. Beide wären wichtig gewesen für die Pläne mit dem Mobile-Training-Team für Freetown und Lubumbashi. Beim letzteren sind wohl Ausreiseschwierigkeiten aus dem Kongo der Grund des Fernbleibens. Beim ersteren können wir es uns nicht erklären. Wir haben keine Antwort aus New-York auf unsere Einladung erhalten und das finde ich nicht sehr schön. Gabon und Kongo-Brazza waren auch nicht vertreten, der Teufel weiss warum.

Ein Exemplar des vorbereitenden Briefs und des Programms der Tagung lege ich bei. Ein Rapport, mit allen Vorträgen, den Ergebnissen der Gruppendiskussionen, der Bibelstudien und der Schlußresolution wird irgendwann folgen, verfertigt von Francois. Ich kann mich also darauf beschränken, eine kritische Einschätzung des Verlaufs zu liefern.

Es begann mit katastrophalen Organisationsmängeln. Dabei ist zu berücksichtigen, a) dass dies die erste Konsultation war, die das CUIAO allein organisierte; 1965 in Lagos hat wahrscheinlich noch Ph. Bloy die Hauptarbeit gemacht. b) dass es für Diggs, den lokalen Verantwortlichen, die erste internationale Konferenz war, die er vorbereitete. Beim ersten Mal macht man leicht den Fehler, die Schwierigkeiten zu unter-, die eigenen Fähigkeiten zu überschätzen. Jedenfalls hat er nicht im nötigen Mass Hilfe angefordert, weder von anderen Liberianern, noch von Bannermann, als dieser ihn 14 Tage vor Beginn besuchte, um nach dem rechten zu sehen.

Wir mussten uns vom Flughafen aus selbst zurechtfinden, ohne zu wissen, wo die Konferenz stattfindet und ohne Kontaktadresse. Gleich der erste Redner erschien nicht aus unerfindlichen Gründen (zum Glück konnte Necker Dessable, Schwarzer aus Haiti, der im Centre de Bopp die arbeitslosen Jugendlichen fürs praktische Leben vorbereitet, einspringen). Am Montag steuerten wir dann dick in die Krise: Die Abreise zur Stadtbesichtigung verzögerte sich um 2 Stunden, in der Stadt waren die Besichtigungen nicht genügend vorbereitet. Schon sauer landeten wir im Palast zur Audienz beim Staatspräsidenten. Und der liess uns nun drei Stunden mit hungrigen Mägen sitzen. Vorwürfe gegen den Organisator und endlich die Revolte: Das Volk beschloss, seinerseits den Präsidenten sitzen zu lassen und essen zu gehn! Für Afrikaner, die eine völlig andere Vorstellung von Würde und Symbolgehalt eines Präsidenten haben, ein schier unglaublicher Vorgang.

Ich spreche von diesen Organisationsschwierigkeiten, weil sie dem Komitee eine Bewährungsprobe boten, die es bestand. Es tagte beinahe in Permanenz und brachte immer wieder eine Lösung zustande. Und um dieses challenge willen waren die Krisen vielleicht gar nicht schlecht.

Die letzten beiden Tage waren dafür umso besser. Drei gute Redner, einer davon hervorragend: Dr. Roberts (Afr.) über "Economic investment and it's influence on society". Es ist mutig, wenn man in Afrika einen Vortrag beginnt mit dem Satz: Unsere Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass wir uns zielstrebig vom Tribalismus traditioneller Machart auf einen Super-Tribalismus zu bewegen, den man Nation-building nennt. Es ist nicht nur hübsch, sondern erhellend, wenn man die Situation afrik. Länder mit der zweier Ratten vergleicht: Die eine sitzt in einem Käfig und hat seit langem ein Stück Brot - die afrik. Eliten; Die andere hat kein Brot und noch nicht einmal einen Käfig - die Massen. Und für Kirchenmänner ist es nützlich zu erfahren, dass sie zur Ratte im Käfig gehören. Der letzte Redner, J. Tarpeh (Afr.) schlug gar mit Knüppeln auf die armen Pfarrer ein: "The sins of the church". Und obwohl seine Ausführungen mangelhaft waren, was ihren theologischen Unterbau betrifft und insofern auf Gegenkritik stiessen, die sachlich berechtigten Hauptpunkte der Kritik wurden eingesteckt. Daher die einhellige Meinung von Rednern, Teilnehmern und Beobachtern, dass sie noch nie eine Konferenz erlebt hätten, auf der man so selbstkritisch mit sich umgegangen sei.

In den beiden Arbeitsgruppen, der anglophonen und der frankophonen, wurde dann versucht, das Material aus den Vorträgen für die alltägliche Arbeit umzusetzen. Alle haben davon profitiert, dass Bannermann praktische Hinweise gab, wie er angefangen hatte. Die Frankophonen verdanken dem schon erwähnten Necker Dessable eine Art Bekehrungserlebnis. Er wusste auf angenehm nicht direktive Weise das Prinzip darzustellen, dass Kirche im sozialen Feld zu lernen habe, von eben denen, denen sie weiterhelfen will (L'église à L'école du peuple). Das hat tiefen Eindruck gemacht. Und da tauchte denn auch die Frage auf: Liegen wir mit unserem urban-industrial Ansatz richtig? Wenn ein Arbeitsansatz von UIM, ~~ist~~ bei den am meisten Benachteiligten anzusetzen, sind das hier in Afrika die Arbeiter oder die "Masses rurales"? Wenn die Methode von UIM ist, nicht etwas für die Betroffenen, sondern mit den Betroffenen zu tun, müssten wir uns nicht viel stärker darum bemühen, dass die Kirchen auf dem Land sich die Methode zu

eigen machen, statt fortzufahren mit dem alten Stiefel? Sie merken, wohin das geht.

Zum Methodischen: Hier blieb man weitgehend bei der traditionellen Form: Rede - Frage - Antwort. Ein bißchen eintönig und eben nicht die beste Methode, um Eigenaktivität zu stimulieren. Der Respekt vor einem Redner, von dem man grundsätzlich annimmt, dass er über alles richtig Bescheid weiss, ist tief verwurzelt. Die neuen Ansätze, die wir geplant hatten: Persönliche Vorbereitung der Teilnehmer mit Hilfe zugesandter Broschüren und des Fragebogens im Vorbereitungsbrief, selbständige Arbeit in Arbeitsgruppen, haben nicht so funktioniert, wie sie sollten. Nur 8 Teilnehmer hatten sich eingehend auf die Konferenz vorbereitet, und natürlich gerade nicht die, die es am nötigsten gehabt hätten. Immerhin ist in den Arbeitsgruppen und den Bibelstudien jeder Teilnehmer zu Wort gekommen. Im Punkt Methodik und Arbeitstechnik wurde denn auch bei der Auswertung im Rahmen des Komitees Nachholbedarf angemeldet. Bannermann: Wir als leader brauchen so etwas wie leadership training für lokale und regionale Arbeit. An dem Punkt wird noch weitergedacht.

Der Erfolg der Konferenz muss gemessen werden an den Zielen, die gesetzt worden waren. Die drei "aims" des vorbereitenden Schreibens dürften erreicht worden sein für alle Teilnehmer. Diejenigen "new-comer", die vorher schon motiviert waren, gewisse Vorstellungen hatten und auf konkrete Anstösse warteten dürften sie empfangen haben (ich schätze auf 8). Die kritischen Fragen an die "old hands" bleiben allerdings aus und auch die Revision der Konzepte. Innerhalb von 5 Tagen kann man wahrscheinlich nicht gleichzeitig new-comers einführen und kritisch an Strategie- und Konzeptfragen arbeiten. Die old hands hatten alle Hände voll zu tun, um in persönlichen Gesprächen in der "Recreation time" mit den Neuen noch ein bißchen weiter zu machen an aufgeworfenen und nicht abschliessend behandelten Fragen. Der Erfolg der Konferenz an zwei konkreten Fällen: Der Sekretär der Ev. Kirche in Togo, der am Montag wegen anderer Verpflichtungen abreisen musste wird einen ziemlich schlechten Eindruck behalten. Andererseits war da ein Baptistenpfr. aus Douala, der praktisch nie ein Wort gesagt hatte. Als aber in der letzten Sitzung alle Neuen sich äusserten über ihre Arbeitspläne nach der Konferenz, brachte er zwei sehr gute Ideen, die zeigten, dass er für sich praktische Folgerungen aus den Anstössen gezogen hatte. Soviel zur Konferenz. Die Gelder sind ja aus Deutschland gekommen und die donators haben ein Recht auf Berichte, neben offiziellen auch auf solche persönlichen Eindrücke.

Nun einiges zu lokalen Situationen: 1) Unser Freund Williams aus Freetown hat uns wieder mal nicht die Unterlagen geliefert, die für eine Planung des Einsatzes des Mobile Training Team nötig wären. Sein Kollege Dieterich hat nun aber versprochen, so schnell wie möglich eine Analyse der Situation vorzulegen, so dass auf dem nächsten meeting des CUIAO Nägel mit Köpfen gemacht werden können. Manches braucht halt Zeit, und manche Leute haben Grenzen, die sie nicht überschreiten können.

2) Das Team in Lagos ist in gewissen Schwierigkeiten, nachdem ein hauptamtlicher (Matcham) und zwei nebenamtliche Mitarbeiter ausgeschieden sind. G. Oladetoun vereinigt nun in Personalunion die Ämter des Full-time Industrial Missionars, des Secretary of the Board of Industrial Mission und des Gemeindepfarrers. Das letzte hofft er zu Beginn des Neuen Jahres abgeben zu können. Die Gewerkschaftsarbeit, die Matcham angefangen hatte, ist bis dahin auf Eis gelegt. Das Team hat in diesem Jahr zwei Seminare abgehalten: Eins über "Unemployment" (Beteiligung von Managern, Gewerkschaftern, Regierungsbeamten, Journalisten, Pfarrern usw.) und eines für Theologiestudenten, um sie auf die Realität ihrer zukünftigen Gemeinden vorzubereiten.

In dem berühmten Mushin-Quartier (ich hatte darüber in meinem Bericht im Dezember geschrieben) beginnt man mittlerweile mit der Arbeit, obwohl weder Gelder noch Hauptamtliche zur Verfügung stehen. Kleinere Selbsthilfeprojekte wurden initiiert; ein Fragebogen wurde entworfen, der, über die Kirchengemeinden im Quartier (Jede stellt 10 Interviewer, die kurz ausgebildet werden) verteilt, Aufschlüsse über die Probleme verschaffen soll. Das Lagos-Team und das von Port Harcourt haben immer noch keine Kontakte. Oladetoun sagt, dass sich auf ihre Anfragen bisher nichts gerührt hat. Man hofft auf der nationalen Konsultation, die für nächstes Jahr geplant ist, zu einer Kooperation, zumindest aber zu Klarheit über die gegenseitigen Beziehungen zu kommen.

3. In Tema gibt's Probleme. Bannermann hatte mit einigen Leuten vom Trade Union Congress eine Gewerkschaftsschule angefangen und die ist nun über Nacht aufgefliegen, weil der TUC von der Regierung aufgelöst wurde. Die Hintergründe sind interessant für die Probleme eines Entwicklungslandes: Ghana hatte in der Ära Nkrumah die Städte und die Industrie auf Kosten des Landes entwickelt. Der Kakoabauer brachte das Geld, aber zur Verbesserung seiner Situation wurde nichts getan (keine Schulen, keine Strassen, keine hyg. Wasserstellen).

Die Regierung Busia will das ändern und schlug dabei folgenden Weg ein: Zunächst wurde die Lohnsteuer erhöht, anschliessend auch noch ein Fixbetrag vom Lohn als Entwicklungsabgabe einbehalten. Gegen diese letzte Maßnahme agitierte der TUC, da sie die kleinen Löhne überverhältnismässig stark belastete. Der Generalsekretär fuhr im Land rum und schwor die Mitglieder auf folgende Linie ein: Wir bezahlen die Steuer nicht und wenn sie trotzdem abgezogen wird gibt's Generalstreik. Nun war der TUC der Regierung schon lange ein Dorn im Auge. Indes Ära Nkrumah als Teil der Einheitspartei finanziell gut dotiert, mit 140 full-time Funktionären, stellte er, nach Auflösung der Einheitspartei, einen oppositionellen Machtfaktor ersten Ranges dar. Die Antwort der Regierung auf die Agitation war daher die Auflösung des TUC, alle hauptamtlichen wurden arbeitslos und die Gewerkschaftsschule Tema kann einstweilen erst mal nicht mehr arbeiten.

4. Liberia; da gibt's eine Menge zu erzählen, vor allem über das Verhältnis von Kirche und Staat. Liberia rühmt sich, als Nation nie von einer Kolonialmacht abhängig gewesen zu sein. De facto ist es wirtschaftlich und wohl auch politisch abhängiger als etwa Kamerun. Das Land wird beherrscht von Firestone (seit 1928 im Land) und einigen Eisenerzschürfgesellschaften (Bong-Mine, deutsches Kapital und Lamco, amerikanisch-schwedisches Konsortium). Die open-door policy garantiert den freien Transfer grosser Gewinne, von denen nur 15 % an die liberianische Regierung abgeführt werden. Die Firmen bezahlen dem Arbeiter neben einem verhältnismässig geringen Lohn (15 cent bei Firestone; 18 bei Bong-Mine für qualifizierte Arbeiter) die Wohnung, die medizinische Versorgung im Krankheitsfall und die Schulbildung für die Kinder an firmeneigenen Schulen. Entlassung ist daher eine unheimliche Drohung. Zur Exportabhängigkeit tritt die Importabhängigkeit. 40 % des Reises, des Hauptnahrungsmittels der Bevölkerung, werden aus Amerika importiert, obwohl man den Bedarf selbst produziert. Im regierungseigenen Fernsehen wird in Stammessprachen Reklame für Uncle Ben's Rice gemacht, und wenn das Reisschiff sich verspätet oder wenn gewissenlose Händler Stocks anlegen, steigen die Preise in schwindelnde Höhen. Die beiden Ratten von Dr. Roberts präsentieren sich in Liberia besonders augenfällig. Die Elite, die Rücksiedler aus Amerika und einige Stammeshäuptlinge der "aborigenes", ist reich: Nirgends sah ich soviel dicke amerikanische und deutsche Wagen wie in Monrovia. Sie haben praktisch immer noch ein Bildungsmonopol, und noch heute sind Mischehen zwischen Rücksiedlern und Einheimischen selten.

Die Elite ist klerikal durchwachsen: Aus den Zeiten der Rücksiedlung hat es sich gehalten, dass die aktiven Elemente in Staat und Kirche gleichzeitig Führungspositionen haben. Vorbedingung für ein hohes Staatsamt

ist die Ordination zum Geistlichen. Der Staatspräsident Tolbert ist Baptistenpfr., der Vorgänger Tubman war Methodistenprediger. Das geistliche Amt hindert sie nicht, sich mit skrupellosen Methoden an der Macht zu halten: Bei Tubman munkelt man, dass er sogar Kri-Kri aus Menschenherzen, die dazu vorher umgebracht wurden, verwandte, um seine Wahlschancen zu verbessern.

Die Kirche ist reich an Land und nutzt das aus. Während unseres Aufenthalts dort liess die Meth. Kirche als Eigentümerin des Terrains ein ganzes Quartier mit Bulldozern wegrasieren. Die Bewohner standen ohne Dach überm Kopf im schweren Regen. Die Methodisten geben an, dass auf dem Terrain low-rate housing gebaut werden soll. Aber low-rate bedeutet im allgemeinen eine Miete von 25 bis 30 Dollar. Wenn sie das mit den Löhnen der gut (!) bezahlenden Firmen Firestone und Bong-Mine vergleichen, werden Sie feststellen, dass wohl keiner der ehemaligen Bewohner in den Genuss eines low-rate-housing kommen wird. Die einzige Kirche, die nicht so stark integriert ist, ist die luterische, in Liberia ihrem Ursprung nach eine Missionskirche unter "aborigenes". Und da finden sich denn auch die ersten Ansätze von UIM. Diggs ist Lutheraner, alle Teilnehmer aus Liberia waren Lutheraner, nur zu den abendlichen Andachten sind Bischöfe, Superintendenten, aller möglichen Couleurs gekommen. Und das ist für Liberia schon ein Fortschritt, meinen die Lutheraner. Denn es ist unheimlich schwer mit dem oligarchisch durchseuchten Klerus der Methodisten, Baptisten, und Episcopalians zusammenzuarbeiten. Es gibt keinen NCC in Liberia.

Die Ansätze: Es gibt eine "contact-group" von einigen Pfarrern, die sich einmal im Monat treffen, die gemeinsam schon eine Konsultation "The Church in the New Monrovia" veranstaltet haben und die auch gemeinsam (mit der oben erwähnten Einschränkung) unser Treffen vorbereiteten. Jeder von den Mitgliedern versucht lokal ein paar urbane oder industrielle Arbeitsansätze. Über den, den ich kennen gelernt habe, will ich berichten:

Am Sonntag, 10.10., waren wir alle verteilt übers halbe Land zum Predigen. Ich war mit Mfochivé in Bong-Mine bei Kunkel, der Mitglied der erwähnten Kontaktgruppe ist. Kunkel ist Kanadier deutscher Abstammung. Er hat eine schöne Kirche (bezahlt von der Firma) im Gelände der "Mine", die so schön und so traurig ist wie Kirchen in Deutschland: Sonntags zwischen 8 und 20 Leuten, die Hälfte davon Konfirmanden. Daneben, oder vielmehr in der Hauptsache vier Kapellen in den squatter-areas rund um die mine, von der Bevölkerung selbst poto-poto gebaut und sonntags zum Brechen voll. Kunkel ist furchtbar frustriert vom kirchlichen Verhalten der Deutschen, die nur Weihnachten in den Gottesdienst kommen, und da haben sie natürlich ihre eigene Feier. Deutsche gibt's 200 am Ort, vom Manager bis zum Facharbeiter. Immerhin ist er in der Achtung der Deutschen gestiegen, seitdem sie erfahren haben, dass er nicht einfach Missionar für die Neger, sondern richtiger Pfarrer mit Universitätsausbildung ist. Seitdem kommen sie zwar nicht zur Kirche, aber sie laden ihn gelegentlich zu ethnologischen Vorträgen über das Verhalten der Schwarzen: Ist ja so interessant, Herr Pfarrer!

Seine Arbeit: Auf kirchlicher Ebene hat er neben Gottesdiensten, Sonntagsschule (von Freiwilligen selbstständig gemacht) usw. in seinen luth. Kapellen rege Kontakte zu den Pfarrern, Geistlichen, Führern (wie soll man sie nun nennen?) der ortsansässigen enthusiastisch-pfingstlichen Gemeinden. Diese Leute sind meistens selbst Arbeiter im Werk und betrachten ihn als eine Art Autorität "in spiritualibus". Er will sie ein bisschen orientieren in Richtung auf Engagement für ihre Kollegen im Werk, aber das bleibt natürlich ganz im informellen und darf nicht überzogen werden. Auf jeden Fall sind die Pfingstler in der Volkesmasse besser verwurzelt als die etablierten Kirchen. Insofern finde ich die Kontakte gut und wichtig und wünschte mir, dass auch an anderen Stellen die Etablierten mit den Enthusiasten in engere Kontakte kämen.

Auf der urbanen Ebene gibts zwei Bereiche: Das Minengelände, umzäunt, bewacht, im inneren schön differenziert nach schwarz und weiss, nach Arbeiter, Meister, Mittel- und Obermanagement, für Weisse mit Klubhaus, Schwimmbad, Golfplatz, Reitclub, Air-conditioning und allem weiteren ausgestattet; Schwarze haben immerhin Schule, Elektrizität, Wasser und Toiletten. Daneben die scatter-areas, wo's die Night-Clubs gibt, in denen sich die Europäer (und die anderen) vergnügen, aber sonst nicht viel, keine Arbeit, nur Menschen und Probleme. Hier hat Kunkel seine Hauptarbeit, hier versucht er Kindergärten (es gibt deren bereits drei, entstanden auf seine Initiative), Schulen, Kreditkassen als Selbsthilfeprojekte zu verwirklichen. Sein nächster grösserer Plan ist der Bau eines Jugendzentrums. Um diese Arbeit auszuweiten bemüht er sich um einen Social-worker mit Community-development-Erfahrungen.

Auf der industriellen Ebene ist er noch ziemlich am Anfang. Er hat gute informelle Kontakte zur Firma, die ihm gelegentlich Zement, Gelände gibt für seine Bauprojekte. Er besucht regelmässig Arbeiter im Werk und Verwalter im Büro. Unlängst hat er an einer shop-stewart-Schulung für Gewerkschaftler teilgenommen und mit dem lokalen Funktionär engere Kooperation verabredet. Er meint selber, dass das alles ausgebaut werden könnte. Aber er geht im nächsten Jahr. Deswegen bin ich so ausführlich: Wie er mir sagte, hat er sich um einen Nachfolger von Gossners bemüht, im Hinblick darauf, dass es so viele Deutsche gibt. Ich denke, dass ich etwas Reflexionsmaterial geliefert habe. Der Pfarrer hat dort übrigens ein hübsches, klimatisiertes Haus, deutschem Pfarrhaus-Standard in nichts nachstehend, jede Menge Einkaufsmöglichkeiten im Store: Da gibt's von Auslesen vom Rhein über Nivea zu Hakle alles was ein Deutscher zu Hause braucht. Golfspielkenntnisse obligatorisch, wegen der informellen Kontakte zum Management, und ein fester Charakter: wegen der Night-Clubs! Der Ruf des Gossner-Hauses ist noch an eine weitere Stelle in Liberia gelangt: Ted Leidingfrost, Amerikaner nach Nationalität, Ungar von Geburt und des deutschen mächtig, ein anderes Mitglied der contact-group, möchte sich in UIM qualifizieren. Er denkt ans Gossner-Seminar im nächsten Jahr und bat mich, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Ein Brief aus Deutschland mit den nötigen Informationen würde ihn sehr freuen. Er sei an Ihr Herz gelegt! Im Abschiedstrubel haben wir dann vergessen, die Adresse zu notieren. Wenn Sie aber an seinen Namen, mit folgender Adresse schreiben: Lutheran Church-House, P.O. Box 1046, Monrovia, müsste der Brief ankommen. Er bat ausserdem, in die Adressenliste des Gossner-Hauses aufgenommen zu werden für laufendes Informationsmaterial; ist sogar bereit, etwas für Porto zu zahlen!

Eine Abschlussbemerkung zu Liberia: Der neue Präsident hat die Tür einen Spalt aufgemacht: Es riecht nach Neuorientierung und etwas mehr Demokratie. Unser Redner beispielsweise, der radikale Dr. Roberts, ist offizieller Berater beim Aufstellen des Staatsbudgets. Leute wie er und sein Kollege Tarpeh können an der Universität von Monrovia zur Zeit Sachen sagen wie sonstwo kaum. Aber das Beispiel Busia aus Ghana! Freiheiten, die ein Präsident gewährt, kann er auch wieder zurücknehmen, mag er anfangs noch so liberal oder christlich oder was auch immer sein. Daher die Frage unserer beiden Redner: Die Kirche beschäftigt sich unter Tolbert auffallend viel mit sozialen Fragen. Das ist schön. Aber wenn Tolbert das Steuer herumreisst, huldigt sie dann wieder auf offiziellen Cocktails der Macht?

Nach soviel Liberia nun auch noch ein bißchen was zu Kamerun. Zunächst etwas sehr erfreuliches: Unser Kurs findet überall grosses Interesse, sogar bei der Sicherheitspolizei. Während der letzten Sitzung der *équipe préparatoire* - ich sitze gerade gemütlich beim Frühstück - kommt ein Mensch, erklärt, dass er bei dem ehrenwerten Verein sein Brot verdient und bittet um Auskünfte über unsere Pläne. Ich gebe sie ihm natürlich, zuvorkommend wie ich in solchen Fällen immer bin. Er hat

schon ein feines Dossier: Da ist das Protokoll der Sitzung im Mai drin und ähnliches mehr. Das Protokoll hatte Francois glücklicherweise offiziell dem Herrn Oberchef geschickt, einem Stammesbruder. Aber wir fragten uns dann doch, wozu sie noch Spezialauskünfte brauchten. Vielleicht hängt es mit einem zweiten Vorfall zusammen: Bannermann hatte vor der Sitzung am Sonntag in der Kirche von Makon (dem trésorier des CUIAO) gepredigt, von Tolen übersetzt, und in der Predigt die TUC-Affäre in Ghana angesprochen. Am Donnerstag - Bannerman war schon bei mir in Yaounde - hat ein anderer Mensch Tolen nach Auskünften über Bannerman befragt. Tolen, der den Oberchef noch besser kennt, liess sich auf nichts ein und erzählte die Sache gleich der obersten Instanz. Inzwischen sieht es so aus, als habe der Zweitgrösste, der Beamtete Staatssekretär, das Dossier auf seinen Tisch liegen: Nach Tolen ein Zeichen dafür, dass irgendwer dahinter steckt. Bei Übereifer der unteren Organe wäre es nämlich nie soweit gelangt. Den Zweitgrössten kennen wir aber auch, der ist nämlich ein Vetter von unserem Kollegen Mfochivé aus Douala. Als dieser unlängst sich innerhalb von acht Tagen einen Pass ausstellen lassen wollte zur Teilnahme an der Monrovia-Konsultation, haben wir ihn zusammen besucht. Er zeigte sich sehr interessiert - an der mission urbaine! Das alles, damit Sie sich nicht wundern, wenn ich plötzlich mit Familie und Hund in Mainz vor der Tür stehe - ohne Sie vorher benachrichtigt zu haben. (Solche Geschichten sind natürlich nicht zur Veröffentlichung geeignet).

Im Zusammenhang mit Mfochivés Pass noch eine nette Story: Sein grosser Vetter hatte ihn bei dem entsprechenden Unterorgan eingeführt. Als er am Tag danach nachfragte, wie's denn laufe, antwortete das Organ: Mein lieber Herr Pfarrer! Die normale Auslieferungszeit für einen Pass beträgt 3 Monate. Nun haben Sie einen mächtigen Cousin - da geht's in 14 Tagen. Und weil Sie Pfarrer und ich evangelischer Christ bin, mache ich's in 8 Tagen. Aber schneller geht's wirklich nicht!

Der einzige, der sich für unseren Kurs nicht interessiert ist der großmächtige Herr Kotto. Nach der Sitzung der Équipe préparatoire haben wir ihm unsere Aufwartung gemacht, nach mehreren vorhergehenden Telefonaten seitens Francois'. Und er liess uns rundweg abblitzen: Die Église Evangélique könne keinen Pfarrer auf 6 Monate freistellen. So könnte es sein, dass eine kamerunische Kirche als einzige der frankophonen nicht vertreten ist in einem Kurs, der auf ihrem ureigensten Terrain abgehalten wird.

Was tut sich in Yaounde?

1. Mal was für Laien an der theologischen Fakultät. Sie erinnern sich, dass das ein Teil meines Auftrags an der Fakultät ist. Also fängt man an. Forschungen intern-historischer Art ergeben, dass das Projekt schon alt ist, in den Jahren 66 und so vor allem vom damaligen Dekan Gelzer vorangetrieben wurde, als ein Mittel, der dahinsiechenden Fakultät etwas Leben einzuhauchen. Die Gerüchte sagen, dass in Genf irgendwo Geld bereitstehen soll für den Bau eines schönen Konferenzzentrums an der Fakultät. Aber dann ging Gelzer in Forschungsurlaub und es war erst einmal für ein paar Jahre nichts. Was man nun von mir genau erwartete kann ich nicht sagen, so ganz sicher weiss es vermutlich keiner. Die Möglichkeiten für eine Laienarbeit ausforschen..... Ich hielt es für richtig, erst einmal von allen Bauplänen abzusehen, in den kleinen Gang zu schalten und in praxi zu erkunden, wieviel Interesse bei Laien für Diskussionen über ihren christlichen Auftrag in Kirche und Gesellschaft vorhanden ist, umso mehr als die Eglise Evangélique bei Brot für die Welt bereits Geld beantragt hat zum Bau eines centre de formation de laïques für Douala, und die Presbyterianer an ihrer Schule in Bibia, und vielleicht auch noch das College in Libamba mit Laienarbeit anfangen wollen. Was hauptsächlich fehlt sind Programme. Und so haben wir denn an der Fakultät beschlossen, im Winter ein Experimentalprogramm laufen

zu lassen, um Erfahrungen zu sammeln, ein Programm, das von Anfang an von den Laien selber erarbeitet werden soll. Das ist angelaufen. Mein Artikel: *Le rôle du laïc.....*, den ich ihnen geschickt habe um des guten Französisch willen, hat offensichtlich eine gewisse Stimmungslage bei den Laien getroffen, die sich über die Autoritätsentfaltung der Pastoren ärgern. Am ersten Abend wurde recht lebhaft diskutiert. Ich sende Ihnen das Protokoll der Sitzung mitsamt dem Programmentwurf, der von vier Laien und mir ausgearbeitet wurde. Er ist mir etwas zu bieder, zu theologisch und zu allgemein, aber die anderen wollten es nun einmal so. Bei der zweiten Sitzung waren sehr viel weniger Leute. Das hängt am Bekanntmachungsmodus. Wir hatten die Einladung rechtzeitig und mit der Post versandt. Ein Teil hat den Brief nicht gekriegt, ein anderer Teil den Abend schon wieder vergessen: Hier lädt man am besten einen Tag vor einer Veranstaltung ein.

Weitere Erfahrungen werden dann im Lauf des Abends ^{am} fallen. Ich habe jetzt schon die leichte Befürchtung, dass man über den Kreis der bereits kirchlich engagierten Intellektuellen nicht hinauskommen wird.

2. UIM-Komitee Yaounde

Ich hatte in meinem ersten Bericht schon erwähnt, wie das Komitee sich gebildet hat und wo seine Grenzen sind. Meine erste Sorge war, es aus dem Kreisen um sich selbst herauszuholen und es an praktischen Aufgaben Erfahrungen sammeln zu lassen. Die Jugend beschäftigte das Komitee, also fingen wir mit Jugend an: Ein Kurs für Jugendliche, im Hinblick auf ihr späteres Engagement als "animateurs bénévoles de jeunesse" wurde geplant. Ein bißchen quer durch den Garten, was den Inhalt betrifft, Musik, Basterei, Theater, aber wir wollen auch Hauser-Männchen diskutieren. Ist das nicht Sache der klassischen Gemeindearbeit? Richtig, aber die Gemeinden tun nichts auf dem Gebiet. Es gibt zu wenig Angebote für Jugendliche, der Wunsch der Jugend hingegen, sich zu betätigen, ist vorhanden. Ich schielte manchmal neidisch zu den Pallotiner-Brüdern in der Nachbarschaft rüber! Bei denen sind solche Sachen für die Jugend Bestandteil ihrer Gemeindearbeit.

Das zweite Projekt des Komitees ist ein ambitiöseres. Wir hatten diskutiert, warum Landleute in der Stadt sich der Kirche entfremden. Um ein bißchen Material zu gewinnen, wollen wir eine Umfrage in zwei verschiedenen strukturierten quartiers durchführen. Wir konzentrieren uns dabei nicht rein auf die kirchliche Frage, sondern versuchen, auch andere Daten zu erheben. Ich schicke Ihnen den Fragebogen in der vorletzten Fassung, von der letzten habe ich kein Exemplar mehr, aber es gibt keine grossen Unterschiede. Sie werden die Machart bestimmen können. Meine kühne Hoffnung ist, dass sich aus der Umfrage eine konkrete Arbeit in den Quartiers ergeben könnte.

Und dann gibt es noch das UIM-Komitee der presbyterianischen Kirche auf nationaler Ebene. Bei der letzten Sitzung war man der Frage nachgegangen, warum die Landpfarrer immer bremsen, wenn es um diese Fragen geht. Nun, die Landpfarrer meinen, dass sie diese Fragen nicht betreffen, obwohl sich die einschneidendsten Änderungen zur Zeit auf dem Land abspielen. Die Idee tauchte deshalb auf, ob man sich nicht ländlichen Synoden zu Pfarrerfortbildungskursen auf dem Gebiet des *changement social rapide* zur Verfügung stellen könnte. Ob da was draus wird, wird sich zeigen. Schön wär's.

Zum Abschluss noch etwas erfreuliches aus Douala.

Pfr. Mfochivé (er ist schon mehrfach durch die Zeilen gegeistert) ist fertig mit seiner Ausbildung beim IPD und fängt nun beim Oeuvre social oecuménique (dem Zentrum von Herold) an. Seine Abschlussarbeit beim Institut ist den Problemen von New-Bell gewidmet, dem Viertel, in dem das Zentrum steht. Bei der Ausweitung der Arbeit seines Zentrums kann er sich nun auf seine Analyse stützen, meiner Kenntnis nach der bisher am weitesten fortgeschrittene Versuch ein Projekt nicht auf Vermutungen, sondern auf gesicherte Unterlagen aufzubauen. Natürlich ist er auch wieder auf die arbeitslose Jugend gestossen, das Problem sieht man auch ohne Untersuchung. Aber er

rausgekriegt durch Interviews, dass die Jugendlichen nach drei, vier Jahren ohne Arbeit von der Stadt derartig frustriert sind, dass sie gerne aufs Land zurückgingen, wenn sie dort etwas vernünftiges und einträgliches zu tun hätten. Auf dem Land gibts nun ein Mangel an bestimmten Handwerkern, alle Landleute z.B. gehen in die Stadt, um sich Kleider machen zu lassen vom Schneider. Schneider auf dem Land haben also einen relativ sicheren Markt. Und da wird nun der Ansatz für sein Jugendberufsbildungsprogramm liegen. Es werden nur solche Jugendlichen angenommen, die sich verpflichten, auf das Land zurückzugehen, und zwar in den Berufen, an denen auf dem Land Mangel herrscht. Damit kann vermieden werden, dass man Arbeitslosen nur wieder eine zusätzliche Ausbildung, aber keine Arbeit verschafft.

Ein weiterer Vorteil der Ausbildung beim IPD ist, dass die Leute auch rechnen lernen. So hat er die finanziellen Möglichkeiten schon durchkalkuliert und meint, dass er durch Verkauf der während der Ausbildung gefertigten Produkte sowohl zum autofinancement des Zentrums gelangen kann als auch dazu, für die Jugendlichen ein Anfangskapital anzusparen, das die Niederlassung auf dem Land ermöglichen wird. Daneben will er "animation féminine" machen, die bereits bestehende "portepuverte" fortführen und - das läuft auf Bannndermans Ansatz raus - mit den bestehenden associations, also Vereinigungen auf Tribalebene, in Arbeitskontakte kommen. Gleichzeitig soll er, von der Regierung beauftragt, im Stadtplanungsausschuss für Douala mitarbeiten. Was im Hinblick auf die innerkirchliche Strategie interessant ist: Er ist Pfarrer der Kotto-Kirche.

Das wär's mal wieder für heute. Ich wollte eigentlich auch noch ein paar Beobachtungen zu sozio-ökonomischen Problemen in einem Entwicklungsland notieren, aber der Brief ist nun lang genug. Wenn meine vielen Komitees mir Zeit lassen wird das folgen.

Mit herzlichen Grüßen an alle

Ihr

Gerhard Mey

Kenia

Betreff: Westafrika-Kurs für Urban Industrial Mission vom 15. April - 15. Oktober 1972

=====

Douala, 28. Mai 1972

Es ist Nachmittag gegen fünf Uhr. Die ersten Kursteilnehmer sind von der Arbeit zurückgekommen und ich habe mich gerade mit dem Mann aus Lubumbashi, Sampasa, unterhalten, der bei einer Seifen- und Ölfabrik arbeitet. Heute war dicke Luft im Betrieb, weil es zwei Unfälle gab. Ein Arbeiter wollte sich aus einem Wasserbottich das Gesicht waschen, wie er das gelegentlich tut. In dieses Wasser war aber Säure gelaufen aus einer Leitung, die undicht geworden war. Der Arme hatte sich das ganze Gesicht verbrannt. Ein anderer hat von dem gleichen Wasser getrunken und liegt angeschlagen im Krankenhaus. Die Kollegen meinten nun, der Personalchef (ein Weisser, verhasst) habe die Leute vergiften wollen. Er ist bekannt wegen seiner Willkürmassnahmen im Betrieb. Die Belegschaft hat böse gemurmelt, dieses Murren führt natürlich weiter zu nichts. Das interne Sicherheitssystem im Betrieb scheint gar nicht zu funktionieren, denn wie die Betriebskrankenschwester dem Sampasa sagte, kommen solche Unfälle häufiger vor.

Diese alltäglichen Vorfälle zeigen, was Industriearbeit hier heisst. Sampasa erzählte folgendes: In seiner Gruppe, die normalerweise aus sechs Mann besteht, haben heute zwei gefehlt. Das Arbeitssoll wurde aber nicht herabgesetzt. Eben derselbe Personalchef, von dem schon die Rede war, erklärte der Gruppe auf Anfrage, dass der Patron persönlich das Soll festgesetzt habe und dass man überhaupt nichts dagegen machen könne. Sampasa wollte einmal auf die Toilette, konnte aber nicht aufhören, ohne den Arbeitsfluss völlig durcheinander zu bringen. Er fragte den Vorarbeiter, der nebendran sitzt und nur die gefüllten Seifenkästen kontrolliert, ob er ihn nicht einmal 5 Minuten lang ablösen würde. Aber er bekam nicht einmal eine Antwort und musste bis zur Mittagspause weitermachen. Man kann gegen so etwas gar nichts unternehmen, weil ausser dem Maschinisten nur Saisonarbeiter da sind, d.h. Leute, die von heute auf morgen entlassen werden können und für 300 Franc arbeiten. Für 300 Franc bekommt man drei Flaschen Bier. Der Saisonarbeiter ist in der Arbeitsgesetzgebung von Kamerun eigentlich für Stosszeiten mit besonders erhöhtem Arbeitsanfall, z.B. also in der Zuckerfabrik, wenn Ernte ist, vorgesehen. Es arbeiten aber in der Seifenfabrik die Saisonarbeiter oft über drei Jahre lang mit diesem Status, ohne in ein richtiges Arbeitsverhältnis übernommen zu werden.

Das sind Sachen, die es eigentlich nicht geben darf, laut Arbeitsgesetzgebung von Kamerun. Diese ist ganz fortschrittlich. Aber wie uns der "Inspecteur de travail" in der Einführungswoche schon erklärt hatte: In der Praxis werden die Gesetze selten voll angewandt. Seinen Leuten sagt er, die Härte des Gesetzes trifft nur diejenigen mit schlechtem Willen. Bei den anderen versucht man, zwischen Patron und Arbeiter zu vermitteln. Haben Sie schon einmal einen Boss mit mauvaise volonté (schlechtem Willen) gesehen? Für Sampasa und mich boten diese Vorfälle von heute eine Möglichkeit, über Aufgaben, Ziele und Grenzen kirchlicher Industriearbeit zu reden.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen will ich anfangen, von unserem Kurs zu erzählen, der inzwischen in der 6ten Woche läuft. Zunächst über unsere Ausgangsposition, dann einiges über den bisherigen Verlauf des Programms, und zuletzt über spezifische Schwierigkeiten. Die Ausgangsposition will ich beleuchten, in dem ich von einem Treffen zwischen Kurs und Arbeitern der Seifenfabrik berichte, dann die Kursteilnehmer vorstelle mit der Arbeit, die sie bisher zu Hause gemacht und mit den Problemen, die sie bisher gesehen haben.

Dort, wo die Teilnehmer in der Industrie arbeiten, haben wir gelegentliche Treffen mit Arbeitskollegen geplant, damit ausserhalb der normalen Arbeitszeit und ausserhalb des gewohnten Rahmens ein bißchen diskutiert werden kann. Das

erste dieser Treffen war am Freitag vor Pfingsten mit Leuten von der Seifenfabrik gewesen. Von der eingeladenen Gruppe von fünf ist nur einer erschienen. Ich dachte schon, das sei typisch, d.h. die berühmte Peinlichkeitsschwelle sei zu hoch gewesen. Man redet zwar mit dem Pastor, der neben einem arbeitet, man traut sich aber nicht, ihn dort zu besuchen, wo er mit den anderen Pastoren zusammenlebt. Aber das scheint hier kein Problem zu sein. Wir haben nämlich hinterher erfahren, dass von den vier, die fehlten, der eine einen Trauerfall in der Familie hatte, einer war von seinem Vater über die Feiertage aufs Dorf geschickt worden, zwei hatten uns in der falschen Apotheke (der Kursus lebt in Douala in dem Haus eines Apothekers) gesucht.

Der Mann, der erschienen war, war interessant, ein junger Kerl von vielleicht 25 Jahren mit relativ guter Schulbildung. In der Fabrik war er zuerst im Büro beschäftigt, jetzt ist er Maschinist. Die neue Beschäftigung empfindet er als Degradierung; aber immerhin besser, man arbeitet als Maschinist, als gar nicht. Gesetzte Arbeiter, wie wir sie von uns her kennen, sind hier überhaupt sehr selten. Die Beschäftigten in der Industrie sind zwischen 20, 25, 30 Jahre alt. Älter sind meistens nur die Vorarbeiter. Viele Arbeiter kommen mit der Mittleren Reife in den Betrieb, aber ohne jede technische Ausbildung - eigentlich vorbereitet auf irgendeinen Bürojob. Unsere erste Erfahrung, die wir nun mit dem Mann von der Fabrik machten war die, dass eine zwanglose Unterhaltung, wie vorgesehen, nicht möglich ist. Wir haben uns von Anfang an im afrikanischen Zeremoniell- und Palaverstil mit Höflichkeitsfloskeln und gedrechselten Sätzen, so wie ich ihn sonst von offiziellen Einladungen und Konferenzen kenne, unterhalten. Im Laufe des Gespräches wurde dann auch klar, warum. Der Arbeiter sagte: Der Pfarrer ist ein bedeutender Mann, der viel nachdenkt. Seine Worte haben Gewicht, bei jeder Frage, die er stellt, hat er eine bestimmte Absicht, will er seinem Gesprächspartner etwas zeigen. Wenn ich jetzt nach Hause gehe und nachdenke, werde ich sicherlich noch viel kluges und nachdenkenswertes entdecken, was mir bis jetzt entgangen ist.

Das ist natürlich auch eine Formulierung im Zeremoniell-Stil, aber immerhin drückt sie eine ganze Menge aus. Erstens die Angst gegenüber dem Pfarrer. Was will er? Warum horcht er einen aus? Die Teilnehmer brachten es nicht fertig, ihn zu überzeugen, dass man einfach nur so sich unterhalten will, dass man sich für die Lage der Arbeiter interessiert. Manche ihrer Fragen haben sich tatsächlich nach Aushorchen angehört, weil sie dort nachbohrten, wo er schon zu dem Problem signalisiert hatte "no comment".

Zweitens: Das sehr positive Image des Pfarrers als des Weisen, Alten. Unser Freund war richtig enttäuscht, dass wir ihm keine guten Ratschläge gegeben haben, wie er als Arbeiter ein christliches Leben führen kann. So etwas ähnliches hatte er sich von dem Treffen erwartet. Er versuchte immer wieder auf das religiöse Geleis rüberzuspielen, während die Seminaristen immer wieder auf Betriebsfragen zurücklenkten. Er hat einfach nicht begriffen warum.

Kirche und Industrie bilden in Afrika je für sich eine getrennte Welt mit eigenen Gesetzen. Die Industrie mit den Verhaltensweisen, die sie auferlegt, mit den Werten, die sie setzt, nimmt sich im afrikanischen Kontext noch fremder aus als die Kirchen. Wobei um Unterschied zur europäischen Situation die Arbeiter vielfach noch in der Welt der Kirche verwurzelt sind, und die dort geltenden Verhaltensweisen kennen und akzeptieren. Bei der Begegnung mit dem Pastor schaltet der Arbeiter also um auf die Verhaltensweisen, die er von der Kirche her kennt. Der Pfarrer aber hat deswegen die Tendenz, die Entfernung zwischen den beiden Welten völlig zu unterschätzen oder gar nicht wahrzunehmen. Das war eine wichtige Erkenntnis für den künftigen Industriepfarrer, nun als Hörender und Lernender mit dem Ziel der Kooperation in Kontakt zu den Arbeitern zu treten. Wenn der Pfarrer kommt, ist das immer so eine Art Herablassung für die Arbeiter. Es entspricht natürlich auch einer gewissen Tendenz der Pfarrer, sich dem Volk gegenüber immer als die Wissenden, d.h. diejenigen, die Ratschläge zu verteilen haben, zu betrachten. In unserem Kurs wirkt sich das etwa so aus, dass die Teilnehmer von uns Dozenten etwas lernen wollen, dass aber die Orientierung, die wir ver-

suchen, nicht vom Dozenten gelernt werden kann, sondern nur aus der Begegnung mit dem Milieu, mit den Leuten. Das stösst bei ihnen auf Schwierigkeiten, teilweise sogar auf Widerstand. Gelernt wird immer am liebsten von oben nach unten - Sie verstehen, was ich damit ausdrücken will. Schwierig wird es ebenfalls sein für den Industriepfarrer, wie vor allem auch für den Arbeiter, die Verbindung herzustellen zwischen christlicher Orientation und der Welt der alltäglichen Erfahrung. Mit anderen Worten: Es wird schwierig sein zu zeigen, dass es die Kirche nicht nur mit dem Himmel, sondern ebenso mit dem Leben hier zu tun hat. "Himmel", als Symbol für religiöse Erfahrung, hat dabei für viele einen durchaus gefüllten Sinn. Das ist nicht so eine entleerte Schablone wie bei uns, und genau das macht ja die Sache kompliziert.

Inzwischen sind alle 11 Erwarteten eingetroffen, auch der Mann aus Ruanda, Gédéon Gakindi. Ausser zwei en, Yando aus Abidjan und Ndjiki Ntep aus Edea sind alle Gemeindepfarrer. Die Gruppe ist trotzdem alles andere als homogen. Der Älteste, Ekoko, ein Laie von der Baptistischen Kirche in Douala, ist fast 60 Jahre alt. Der Jüngste, Ndjiki, ist ein Jahr jünger als ich. Dieser Altersunterschied beeinträchtigt aber kaum die Arbeit. Ein Vorteil von Afrika! Im Gegenteil, der Ekoko spielt eine von der ganzen Gruppe anerkannte Rolle. In Situationen, wo die Wogen hochgehen, rekurriert er auf die gemeinsamen Ziele des Kurses. Er hat keine Hemmungen zu sagen, das und das verstehe ich hier nicht, ihr redet mir zu hochtrabend. Und er macht sich dann zum Wortführer aller derer, denen es genau so geht, die es aber nicht sagen würden.

Damit sind wir bei dem zweiten Gefälle, dem der Bildung. Wir haben zwei Leute mit Fakultätsniveau, die in Paris studiert haben. Der Rest kommt von theologischen Schulen mit unterschiedlichem Niveau. Einige hatten am Anfang grosse Hemmungen gegenüber dem Universitäts-Absolventen. Sie wurden noch dadurch erschwert, dass die licenciés (Universitäts-Absolventen) die Bildungsunterschiede einfach wegre-den wollten - natürlich in ausgesprochen gewählten französischen Formulierungen.

Für die Gemeindepfarrer, so wie für die beiden anderen, steht ganz unkritisch und eindeutig die verfasste Kirche im Zentrum ihres Interesses und der Welt. Alles geht auf sie hin. Das wird in den Berichten klar, die die Teilnehmer in den ersten beiden Wochen gegeben hatten. Wir hatten vor Beginn des Kurses gebeten, dass jeder sich darauf vorbereitet, die brennendsten Probleme, die sich auf dem Gebiet des sozialen Wandels bei sich zu Hause den Kirchen stellen, zu benennen. Die Formulierung war bewusst wage gehalten, und nun war es doch interessant, dass von den Problemen etwa der Stadt, in der der Pfarrer war oder von den Problemen des Landes, kaum die Rede war. Im wesentlichen waren es immer innerkirchliche Probleme, Fragen der täglichen kirchlichen Arbeit. Z.B. Gottesdienste, wenn nötig, in verschiedenen Sprachen, damit auch die ethnischen Minoritäten etwas haben. Man denkt aber nicht daran, dass die ethnischen Minoritäten vielleicht noch andere Probleme haben könnten als die Frage, wo finde ich einen Gottesdienst in meiner Sprache. Wenn man Jugendarbeit treibt und dabei auch Theater spielt und Ping-Pong macht, entschuldigt man sich mit dem Hinweis, dass das alles nur Wege seien, um die Leute zur Bibel, d.h. zur Bibelstunde klassischer Art zu führen. Christentum wird gleichgesetzt mit einem gewissen Stil kirchlicher Christlichkeit. Selbst Yando, der Industriepfarrer, bildet da keine Ausnahme. Er hat Gruppen in verschiedenen Industriebetrieben, die er besucht, mit denen er kleine Diskussionen veranstaltet über Glauben, Familienprobleme und so etwas. Neulich war nun Streik in einer der Fabriken, wo er eine Diskussionsgruppe hat. Aber das war für ihn nach seinem Bericht in erster Linie deswegen interessant: "Ja, da kann ich ja meine Versammlung gar nicht abhalten heute." Na ja, er hat eben noch nie in einer Fabrik gearbeitet, er hat von den konkreten Problemen bisher keine Ahnung gehabt. Deswegen ist es kein Wunder, dass Ziel Nr. 1 ist, die Arbeiter zur Kirche zurückzurufen, und das klappt auch noch. Sein Kollege, Gemeindepfarrer, bestätigt, dass Arbeiter aus seinen Diskussionsgruppen wieder in den Gottesdienst kommen.

Die erste Initiative unserer Gruppe als Gruppe war dann auch, morgentliche Andachten einzuführen. Wir hatten sie zunächst einmal weggelassen (Das wäre endlich mal ein Seminar für die Gossner Mission, da würde morgens beim Herrnmahl keiner fehlen!).

Das zweite, was bei den Berichten interessant war, war die Tatsache, dass in keinem Unzufriedenheit laut wurde mit der Arbeit, die man selber macht oder mit der Arbeit, die die Kirche im allgemeinen macht. D.h. nun noch nicht, dass man nicht gelegentlich Unbehagen empfindet. Aber das Unbehagen artikuliert man eben nicht, vor allem nicht gegenüber Fremden, damit diese keinen schlechten Eindruck bekommen. Denken wir das einmal durch: Es sind ja meistens Fremde da, andere z.B., die Laien, wenn man unter Pastoren ist; die von der anderen Synode, wann man ein Treffen nur unter Pastoren hat; die Ungläubigen, wenn Christen mit ihnen zusammentreffen. Wenn dann also immer Kritik und Selbstkritik ausfallen, ist das nicht gut. Man hat oft den Eindruck, die gegebene Lage wird akzeptiert wie sie ist. Allerdings gibt es ein Problem das fast alle sehen, das ist das Verhältnis von Kirche und Staat, Kirche und Regierung. Ich hatte in früheren Berichten schon von den Problemen erzählt, die in Gabun durch die staatliche Einmischung in kirchliche Angelegenheiten entstanden sind. In dem Bericht von Mba aus Gabun wurden diese Probleme von dem Schisma in der Kirche vollkommen überdeckt. Nachdem was er erzählt, hat man den Eindruck, dass die Pfarrer dort überhaupt nichts mehr machen, sondern sich nur noch mit denen von der Sezession herumschlagen, beim Präfekten intervenieren, wenn dieser etwas gegen den eigenen Verein unternimmt usw. Probleme ergeben sich auch in Kongo-Brazzaville mit der sozialistischen Regierung. Diese hat beispielsweise die Kirchen aus den Schulen herausgedrängt und schwärzt sie beim Volk an; die Kirchen seien nur auf das Geld der Leute aus und würden die Leute ausbeuten. Seitdem gehen die Kollekten zurück. Demba, der Teilnehmer aus dem Kongo, war deswegen wirklich erfreut, zu konstatieren, wie hier in Kamerun die Kirche als Kirche respektiert wird. Aber in weiteren privaten Gesprächen zwischen ihm und mir hat sich dann herausgestellt, dass die Kirche eine Art Obstruktionspolitik gegenüber den gottlosen Sozialisten getrieben hat. Beispielsweise werden von den comités de base, in denen die Bevölkerung organisiert wird, immer wieder Pfarrer eingeladen zur Diskussion. Aber die Pfarrer lehnen kategorisch ab, hinzugehen. Man setzt sich nicht mit der Ideologie auseinander, man denunziert nur diese Ideologie als Gott feindlich bei den Gemeindegliedern. Man macht auch nicht eine Geste, um zu zeigen, dass man sich am nationalen Aufbau beteiligt. Man schimpft nur, wenn man in eine nationale Aufbaukampagne lanciert wird und die Leute deswegen nicht zu Gottesdienst und Bibelstunde kommen. Das alles zeigt, wie wichtig es ist, die Frage Kirche - Staat anzuschneiden und dabei Begriffe wie den der "kritischen Solidarität" zu diskutieren.

Soviel also zum Ausgangspunkt, zum back-ground der Teilnehmer. Sie sehen, dass wir noch einen Weg vor uns haben. Ich möchte aber sagen, dass die Gruppe insgesamt arbeitswillig ist, bereit zu lernen, jetzt bei der Industriearbeit z.B., die ja mit der Hitze und all dem drun und dran unheimlich hart ist, vor allem auch für die Leute, die aus dem Hochland kommen und die Hitze von Douala nicht gewöhnt sind. Keiner versucht sich zu drücken, indem er krank feiert. Es ist überall ein Wille spürbar, von dem Kurs für die heimische Situation zu profitieren, in der er später wieder arbeiten wird. Der Mann aus Lubumbashi sagte mir: "Die Industrieerfahrung ist wichtig für mich wegen unserer Betriebe." Demba aus Kongo sagt: "Jawohl, im Hinblick auf die Sozialisten muss ich hier einmal lernen, wie man mit ihnen zurechtkommen kann."

Deswegen meine ich, dass wir auf dem Weg, den wir in den sechs Monaten vor uns haben, ein ganzes Stück vorankommen und ich bin schon gespannt, wie es weitergeht.

Zum Verlauf des Programms bisher: Sie haben ja seinerzeit das Programm erhalten. Abgesehen von einigen Umstellungen, die aus technischen Gründen notwendig waren, Verfügbarkeit der einzuladenden Redner etc., lief es ab wie vorgesehen. Wir hatten vier Schwerpunkte während der ersten drei Wochen. 1. Zunächst mal die Leute vertraut zu machen mit ihrer neuen Umgebung, Douala / Kamerun. Das war eine leichte Aufgabe ohne besondere Probleme. 2. Die Einführung in unser Arbeitsfeld: Betriebsbesichtigungen, Unterhaltungen mit dem secrétaire générale der Commune Douala, mit einem Mann vom Staatlichen Wirtschaftsförderungsamt für die Wirtschaftsstruktur und ä.m. Dabei gab es folgende Schwierigkeit: Die Leute von aussen haben natürlich immer ein geglättetes Bild geboten; Sie erinnern sich an das, was ich über Kritik und Selbstkritik gesagt habe. Für die Teilnehmer

war es sehr schwer, die Risse in dem Lack von den Bildern zu finden, die uns vorgemalt wurden. Die Risse, die auf Probleme im Untergrund deuten und danach zu fragen. Da fehlt natürlich auch die Erfahrung, ein gewisses Vorverständnis. Deswegen waren die Einführungen und die Auswertungen der verschiedenen Besuche und Vorträge, die wir ab zweiter Woche durchgeführt haben, wichtig, aber auch nicht einfach. Denn als wir z.B. anfangen, den Vortrag des Vertreters von der Stadtverwaltung vorzubereiten, in dem wir nach dem Vorwissen der Teilnehmer fragten, hielten sie das für völlig unnötige Schwätzerei. Wie kann man sich auf etwas vorbereiten, das man gar nicht kennt? Ich glaube aber trotzdem, dass sie hinterher gemerkt haben, dass so eine Vorbereitung aus dem hohlen Bauch doch nicht unbedingt eine Zeitvergeudung sein muss. Der dritte Schwerpunkt: Informationsvermittlung, die auf die Arbeit im Betrieb vorbereitet: Arbeitsgesetzgebung in Kamerun, Einführung in die Betriebsorganisation, die Gewerkschaft, die Funktion des Personalchefs im Betrieb usw. Mir hat vor allem der Personalchef Spass gemacht, als er seine Funktion erläutert hat, weil er bis in manche Formulierungen hinein, bis in den Stil des Ablaufs des Abends - wir waren bei ihm - an unsere IBM erinnerte. Das ist kein Wunder, die BATA ist ein internationales Unternehmen mit Hauptsitz in Kanada und spielt also auf dem ganzen Klavier von modernem personnel management und human relations. Die Teilnehmer waren besonders angetan von der Lektion über Betriebsorganisation, weil man da so schön mitschreiben konnte.

Montag war ein Redner eingeladen auf drei Uhr, der nicht erschien. Es war Pfingstmontag, also verständlich. Die Gruppe sass bewegungslos bis um vier Uhr, eine Stunde lang. Nach dieser Stunde sagte ich dann, ich sei jetzt neugierig, wann endlich einer die Initiative ergreifen würde. Wir hätten nämlich allerhand zu tun gehabt, z.B. Erfahrungsaustausch aus der Industrie, nur das stand nicht auf dem Programm. Nun, dann entwickelt sich langsam die Diskussion. Zunächst wurde mir der Ball zurückgespielt, ja, du könntest ja mal einen Vorschlag machen oder einen Vortrag halten über dieses und jenes. Ein anderer meinte, nachdem der Wortwechsel so hin und hergegangen war: Bei uns in Afrika, wenn man einen Vortragenden erwartet und er nicht kommt, dann löst man die Versammlung auf. Es ist nämlich besser nichts zu tun, als einfach so drauflos zu reden.

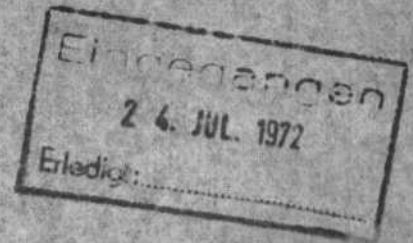
Spezifische Schwierigkeiten für unseren Kurs bestehen also darin, dass sie die Rolle von uns Dozenten nicht so recht begreifen. Bei ihnen mischen sich zwei Erwartungen. 1. Die des Schülers an den Lehrer im klassischen französischen System. Wir müssten eigentlich laufend dozieren, zu allen Fragen Stellung nehmen, alles, was sie sehen, noch einmal kommentieren. Dazu kommt dann noch die Haltung des sozial Untergeordneten gegenüber dem Sozial Übergeordneten im traditionellen afrikanischen System. Der sozial Übergeordnete regelt alles. Er ergreift die Initiative. Er bemuttert oder bevatern seine Leute, aber er verlangt eigentlich nicht, dass sie selbständig etwas unternehmen. Und dann gibt es noch ein gewisses Mißtrauen gegenüber Spontaneität und Improvisation. Das klingt für Sie vielleicht komisch, weil man ja oft sagt, in Afrika wird nur improvisiert. Ich habe da inzwischen meine Zweifel. Selbstverständlich, in Afrika wird alles arrangiert, aber wenn man unter Improvisation versteht, dass aus irgendeiner gegebenen Situation schnell etwas entwickelt wird, was nicht vorgesehen war, dann ist Improvisation nicht selbstverständlich. Programme, le bon ordre, das ist etwas Heiliges. Es gibt immer einen gewissen Hang zur festen Form, zu einer Art Ritualisierung von sozialen Beziehungen. Nun ist ja gerade das Ziel vom Kurs, die Selbsttätigkeit und das Finden von eigenen Lösungen zu fördern. Wenn das nicht gelingt, sehe ich schwarz für die künftige Arbeit unserer Teilnehmer mit Gruppen. Wenn sie bei uns hier nicht aktiv werden, dann werden sie hinterher kaum andere aktivieren, sondern Autoritätsperson bleiben - und die Mitarbeiter werden das dann ganz selbstverständlich akzeptieren. Deswegen sind wir an dem Punkt halsstarrig, aber geduldig. Wir stoßen immer mal wieder nach.

Der Konflikt zwischen unserem Ziel und den Erwartungen der Gruppe geht weiter. Es ist uns aber bisher immerhin gelungen, zu vermeiden, dass es zu Blockierungen kommt. Und dafür sind dann eben auch die Plauderstündchen am Rand sehr gut. Mir scheint, das ist im Augenblick alles, was zum Kurs zu sagen ist. Vielleicht das noch: Wir haben sehr viel Kontakt zur Bevölkerung. Wir werden häufig eingeladen zu irgendwelchen Leuten. Unsere Teilnehmer predigen fast jeden Sonntag und sind deswegen bekannt. Die Pfarrer aus Douala kommen zu bestimmten Sitzungen, um auch mitzuhören. Also, man hat das Gefühl, dass wir nicht im luftleeren Raum herumschweben. Und Kamerun und Douala zeigen sich für den Kurs von ihrer gastfreundlichen Seite.

Gerhard Mey

Von Mainz am 27.7.72 insgesamt
7

Ernst Burdach
533 Königswinter
Drachenfelsstr. 72



Dem Reimer Jochen in der Hitze
gerann zum Schmalz des Hirnes Grütze
und troff hernieder, Vers um Vers,
und rührte selbst mein hartes Herz.
Das so "betroffene" aber rächt sich
und spendet für der Verse sechzig
à je pro Stück +ne deutsche Mark
(für Wohlstandsbürger ja ein Yuark).
Wer so gekonnt mich angezapft
und schwitzend durch Nakuru stapft,
er - Jochen - zische auf der Stelle
davon - Prost! - ein'ge kleine Welle!
Jedoch, Nakuru-Team, paß auf,
daß er nicht alles gleich versauf!



Sie liegt auf der Grenze zum neuen Zentrum des Nationalen Christenrats in Nakuru / Kenya.

Der Rat der Stadt hält diese Nachbarschaft für die jungen Afrikaner im Zentrum für schädlich. Deshalb will er dieses Grundstück zur Verfügung stellen. Der Nationale Christenrat braucht aber für den Umbau der Bierhalle in Mitarbeiterwohnungen DM 30.000,--. Er hat das Geld nicht und bittet die Gossner Mission um eine

SONDERSPENDE „BIERHALLE“

Diesen Ruf gibt allen Freunden und Gemeinden weiter die

GOSSNER MISSION

65 Mainz am Rhein
Alb.-Schweitzer-Str. 115

Konten: Postscheck: Hannover 1083 05
Mainzer Volksbank 75 22 014

Juni 1972

Nakuru ist eine junge Industriestadt in Kenia. Von Jahr zu Jahr wächst ihre Bevölkerung an, weil viele Menschen den Busch verlassen, um in der Stadt Ausbildung und Arbeit zu finden. Der Übergang aus einer primitiven Kultur in eine städtische Industriekultur ist hart. Ohne Hilfe ist er kaum zu meistern, darum baute der Nationale Christenrat von Kenia zusammen mit deutschen Spendern und der Gossner Mission ein Zentrum, in dem Männer, Frauen und Jugendliche sich in die neue Umwelt und die neuen Aufgaben einüben können.

Unmittelbar neben diesem Zentrum steht eine Bierhalle. Alkoholismus ist eine zusätzliche Gefährdung der Menschen in den Entwicklungsländern. Darum ist der Plan der Stadt Kenia so begrüßenswert, die Bierhalle und das dazugehörige Gelände dem Gemeinwesenzentrum zu verkaufen. Besonders wichtig ist dieser Schritt für 30 Jungen, die während ihrer Ausbildungszeit im Wohnheim des Zentrums leben.

Der geschätzte Preis für Erwerb und Umbau beträgt DM 30.000,--.

18. APR. 1972

Februar 1972

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE JUGENDKRIMINALITÄT

IN NAKURU, KENYA

von Mary Weme, Mitarbeiterin im Community Centre

Diese Untersuchungen, die von Mai bis September 1971 durchgeführt wurden, sollten Gründe aufzudecken versuchen, warum so viele Jungen in der Stadt herumstreunen.

Natürlich war es nicht einfach, diese Untersuchungen durchzuführen und zu verwertbaren Ergebnissen zu gelangen, da es sich ja um straffällige oder gefährdete Jungen handelte. Zuerst wollte ich auf herkömmliche Diskussionen hinaus, aber dann entschied ich, mich mit den Jungen zu unterhalten, die schon in verschiedenen Heimen und Anstalten z.B. "Juvenile Remand Home" und "Nakuru Boys Centre" aufgefangen worden waren. (Anmerkung von Pfarrer Jochen Riess: Das Juvenile Remand Home ist eine staatliche Einrichtung, vergleichbar einer geschlossenen Anstalt für straffällige Jugendliche, jedoch mit dem Unterschied, daß die J.R.H. in Kenya immer nur als Durchgangs- und Auffangstationen für "frische Fälle" dienen, die im allgemeinen nicht mehr als 2, höchstens 4 Wochen dort bleiben, während Fürsorge und Jugendgericht Nachforschungen anstellen. Kommt es zu einer Verurteilung, wird der Jugendliche entweder ins Gefängnis oder in eine sogenannte "Approved School" eingewiesen, die unseren Fürsorgeheimen entspricht. Das Nakuru Boys Centre ist eine Einrichtung der anglikanischen Diözese Nakuru, ein Heim für Jungen, die von der kirchlichen Fürsorgerin, --seit Anfang des Jahres Kefa Musigas Frau Judith - angesprochen und dorthin gebracht werden, wo sie kostenlos untergebracht und gepflegt werden, während die Fürsorgerin in Zusammenarbeit mit städtischen und staatlichen Stellen bemüht ist, die häuslichen Verhältnisse zu erkunden, um den Jungen nach Möglichkeit zu rehabilitieren, d.h. entweder zu seinen Eltern zurückzubringen, sofern sie auffindbar sind, oder Freiplätze an den verschiedenen Schulen in Nakuru zu finden, wobei der Junge dann im Heim wohnen bleibt. Das Heim wird zu 100% aus freiwilligen Spenden der anglikanischen Christen in der Diözese finanziert.)

Ich befragte 10 Jungen des "Juvenile Remand Home" mit folgendem Ergebnis:

3 waren eingeliefert wegen Diebstahl.

1 hatte ein Tier mißhandelt.

2 hatten ohne gültigen Fahrausweis öffentliche Verkehrsmittel benutzt.

1 hatte ohne Genehmigung Apfelsinen verkauft.

1 hatte für Schmiergeld ein Haus in Brand gesetzt.

2 hatten "Eigentum" gestohlen. (Im Unterschied zur ersten Kategorie jugendlicher Diebe, die z.B. Obst auf dem Markt stehlen, handelt es sich bei denen, die "Eigentum" stehlen, um kleine Jungen, die von Banden erwachsenen Einbrecher benutzt werden, um durch kleine Fenster in Häuser einzudringen, um sodann von innen die Türe zu öffnen oder Gegenstände durchs Fenster hinauszureichen).

* In Klammern stehen jeweilig Anmerkungen von Pfarrer Riess

Ich versuchte, sie nach den Motiven für ihre Tat auszufragen, aber vergeblich, sie weigerten sich, irgendwelche Angaben zu machen. (Vermutlich, weil sie fürchteten, ihre Aussagen könnten gegen sie verwendet werden).

Daraufhin beschloß ich, weitere 10 Jungen, diesmal vom "Nakuru Boys Centre" zu interviewen.

3 antworteten, daß ihre Eltern arbeitslos wären und sie deshalb nichts zu essen und kein Geld für eine ordentliche Schulbildung hätten.

2 erzählten, sie wären nur von der Bahati Farm (eine größere Farm in der Nähe von Nakuru, ehemals europäisch, jetzt von einer afrikanischen Genossenschaft erworben und bewirtschaftet) gekommen, um Arbeit zu suchen, deshalb eingesperrt (wegen Herumtreiberei) und hierher in dieses Heim gebracht worden.

2 erklärten, sie hätten nur eine Mutter, der Vater sei ihnen unbekannt.

1 sagte aus, seine Mutter hätte ihn weggejagt, weil er nicht im Haus der Straffälligen geblieben war. Als ob er auch so einer wäre!

1 meinte, er sei zwar zum Essen und Schlafen in dieses Heim gekommen, aber nicht um sich mit protestantischer Religion zu beschäftigen.

1 sagte, er sei von seinem Vater weggeschickt worden zu seiner Mutter, weil der Vater den Wunsch des Jungen nach einer ordentlichen Schulbildung ablehnte. Ich fragte sie, wo sie aufgegriffen wurden und ob sie bereit wären, zu ihren Eltern zurückzukehren, aber täglich zum Unterricht in das Heim zurückzukommen. (Solange keine Freiplätze in den Schulen gefunden sind, erhalten die Jungen im Heim selbst Unterricht, der von einem Helfer erteilt wird). Die meisten gaben zu, dort nicht viel zu lernen, einer allerdings meinte: "Man zwingt uns hierzubleiben, was bleibt uns anderes zu tun...".

Danach versuchte ich noch einmal, in Kontakt mit denjenigen zu kommen, die noch immer in den Straßen herumlungerten. Tatsächlich gelang es mir, mit 15 von ihnen zu sprechen; und zwar hatte das folgende Vorgeschichte: Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, durch die Straßen zu gehen und einige von ihnen zu grüßen, sie etwas zu fragen und dann meines Weges zu gehen. Eines Tages stieß ich auf ungefähr 4 von ihnen, als sie auf der Flucht waren vor einem Polizisten, der sie einsperren wollte, weil sie auf dem Markt bananen gestohlen hatten. Gerade als sie sich in die Gräben entlang der Straße schlugen, bemerkte einer der Jungen, daß ich sie beobachtet hatte, deshalb schrie er: "Mama usiwambie!" (Mama, verrate uns nicht!)(In Kenya wird jede erwachsene Frau als 'Mama' angeredet). Ein Polizeitrupp kam, suchte alles ab, ohne Erfolg, deshalb machte er sich dann auf die Suche nach eventuellen Verstecken.

Nach ungefähr einer Woche kam ein Junge zu mir, um mir für mein Stillschweigen gegenüber der Polizei zu danken. Dann erkundigte er sich nach meiner Tätigkeit. Ich erinnerte mich, daß er einer von denen war, die sich damals versteckthatten. Nach 2 Tagen kam er wieder, diesmal zusammen mit 2 kleinen Kindern. Als er mich sah, lachte er mir zu und sagte: "Wir haben herausgekriegt, wo Du Dein Büro hast, ohne daß Du es uns gesagt hast" - (worauf er sichtlich stolz war. Er zeigte dadurch, daß er intelligent war und etwas selbständig zuwege bringen konnte). Ich freute mich, daß sie gekommen waren, bat sie herein und unterhielt mich sehr lange mit ihnen. Wenn ich ihm Zeit gäbe, meinte er, könnte er mir Gespräche mit den anderen auf der Straße vermitteln. Ich war damit einverstanden.

Zusammen mit 2 anderen Jungen kam er nach ungefähr 3 Tagen wieder zu mir, um mich zu ihrem vereinbarten Treffpunkt zu bringen. So kam ich ins Gespräch mit 15 Jungen in den verschiedenen Stadtbezirken. Einige dieser Jungen waren so mißtrauisch, daß sie es mit der Angst zu tun bekamen und weglaufen wollten. Drei große Jungen fragten mich: "Mama umetumwa?" (Wer hat sie geschickt?) Die Jungen waren im Alter von 6-15 Jahren, hier ihre Äußerungen:

3 hatten nur einen "Baba wa uchali" (Stiefvater, d.h. Männer die mit ihren Müttern zusammenlebten ohne die wirklichen Väter zu sein). 5 waren nur auf der Straße, um einen Lebensunterhalt zu finden, da ihre Väter sie nicht unterstützen wollten.

3 waren nur einigen Leuten bei der "Eigentumsbeschaffung" behilflich (Vgl. Anmerkung zu "Eigentum") gegen Schmiergeld natürlich. Sie gingen die Woche über zur Schule und kämen nur an Wochenenden in die Stadt (In ganz Kenya herrscht die 5-Tage-Schulwoche, d.h. Montag - Freitag Schule von 8.20 - 12.30 und von 14.00 - 16.00, Samstag und Sonntag frei).

2 Jungen sahen mich an und liefen weinend davon.

2 wollten auf keinen Fall ins Nakuru Boys Centre, da sie die Notwendigkeit nicht einsähen, sich den ganzen Tag mit Religion zu befassen, sich taufen zu lassen oder gar einen christlichen Namen anzunehmen, der ihnen gar nicht paßte. "Hatuwezi" (wir können nicht). (Es könnte sehr falsch verstanden werden, wenn diese Bemerkung der Jungen kommentarlos abgedruckt wird. Erstens beruhen ihre Behauptungen auf Hörensagen, zweitens wäre es den Kritikern zu leicht gemacht, wenn sie ihre anti-kirchliche Einstellung auf diese Argumente stützen wollten. Zwar gefällt mir der evangelistische Druck der Anglikaner auch nicht, aber man muß immerhin zugeben, daß ihnen diese Einstellung von weißen Missionaren erst beigebracht worden ist. Abgesehen davon sind sie die einzigen, die sich überhaupt des Problems annehmen).

2 Jungen sollten zu wildfremden Männern, die sie überhaupt nicht leiden konnten, Vater sagen und wegen eben diesem 'Vater' mußten sie von zu Hause fort, obwohl sie gehorchten (Es handelt sich um Kunden der Mütter, die der Prostitution nachgehen).

1 erklärte, daß sie ihm das Schulgeld nicht bezahlen wollten, wohl aber für ihre Tochter, "sollen sie nur machen". ("Sie" bedeutet seine Mutter und sein sogenannter Vater, die ihrerseits eine gemeinsame Tochter haben).

3 Jungen sagten aus, da ihre Eltern nicht arbeiteten, hätten sie schon seit 3 Tagen nichts mehr zu essen außer Abfälle aus Mülltonnen, deshalb begannen sie Steine auf jeden vorbeifahrenden Wagen zu werfen, um ins Gefängnis zu kommen (Um Essen und ein Dach über dem Kopf zu haben).

1 Mädchen antwortete, daß sie zu Hause eine kleine Wohnung hätten und sie deshalb die meisten Abende mit einigen ihrer Freunde verbringe. (Sie praktiziert m.a.W. Prostitution; Sie erklärte weiter, daß sie sich verpflichtet fühle, ihren Eltern beim Verdienen zu helfen, da sie nichts zu essen hätten).

5 Jungen sagten, daß ihre beiden Eltern nicht in der Lage wären, für Essen, Kleidung und Schulbildung zu sorgen.

2 Jungen seien von den Nachbarn von zu Hause weggejagt worden, weil sie angeblich deren Sachen genommen hätten. Ihre Eltern hätten den Mund gehalten und kein Wort dazu gesagt.

Die meisten dieser Jungen gaben zu, sich Geld auf unredlichem Weg zu verschaffen und mit Drogen gehandelt zu haben, genauso wie sie Alkohol tranken und Benzin an den verschiedenen Stellen inhalierten, z.B. von Autos und Tankstellen, um dadurch Mut zu bekommen, sich ihre "Wünsche" zu erfüllen. Die meisten beklagten sich da-

rüber, daß sie Prügel bezogen von Erwachsenen, die nicht bereit waren ihnen zu helfen, die nur sehr wohl wußten zu schlagen und zu jagen, wie ein Junge es ausdrückte.

Natürlich wollten einige von ihnen wissen, warum ich mich mit ihnen unterhielt, ob ich sie ins Gefängnis oder zum Nakuru Boys Centre bringen wollte? Sie kamen zu dem Schluß, daß dieses Gespräch nicht mein Verschulden, sondern allein ein Fehler ihrer Freunde sei, die mich hierher zu ihnen gebracht hätten.

Ich sprach auch mit 5 Mädchen, denen ich meistens abends begegnete. 3 konnten abends nicht zu Hause bleiben, da die Wohnung für die ganze Familie zu klein sei (Sie wurden von der Mutter auf die Straße geschickt, während sie "Kunden" bediente).

1 erklärte, daß sie als Hausmädchen angestellt sei, um ihren Eltern beim Geldverdienen zu helfen.

1 wohnte bei ihrem Vater, der mit einer Frau zusammenlebte, die sie nicht mochte.

Da es so schwierig war, mehr aus den Jungen des 'Juvenile Remand Home' und des 'Nakuru Boys Centre' herauszubekommen, mußte ich nun versuchen, ihre Probleme und ihre Situation nach meinen eigenen Eindrücken und Verständnis zu beurteilen; hier sind meine Ergebnisse:

Den meisten dieser Jungen und Mädchen fehlt meiner Meinung nach eine schützende und fürsorgliche Hand, denn ungefähr 20 von 40 Befragten sind vollkommen verwahrlost und verkommen!

4 sind Kinder von Eltern, die nicht in der Lage sind, Kinder zu erziehen;

6 kommen aus zu kleinen und damit überfüllten Wohnungen;

3 sind Kinder von Prostituierten;

4 haben schlechten Umgang;

1 lehnt alle Ordnungen und Gesetze ab; seine Eltern werden mit ihm nicht fertig;

2 werden von ihren Eltern einfach vernachlässigt.

National Christian Council of Kenya
Nakuru Branch
Church & Industry/Commerce Project

Nakuru, 15-3-71

To
All Participants
and Sponsors of the
1st Industrial Life Conference
on "Effective Supervision".

Dear friends,

Please find enclosed the promised report on the above mentioned conference, held on the 6th and 7th of this month in Nakuru.

Should you have any questions, suggestions, commentaries, or want further information, don't hesitate to contact the undersigned either in writing to P.O.Box 1655 Nakuru, or by telephoning him under 2981, Nakuru.

Hoping that the report makes useful reading for you,

Yours sincerely,

J. Riess

Rev. Jochen Riess,
Industrial Adviser
to the N.C.C.K.

National Christian Council of Kenya
Nakuru Branch
The Church & Industry/Commerce Project

Report

On the 1st Industrial Life Conference, held at Starehe Hall, Nakuru, on 6th and 7th March, 1971.

Subject: "Effective Supervision".

Chairman: The Hon. Mark Mwithaga, M.P., Nakuru.

Speakers: Mr. George K. Mambo, Nairobi, formerly Industrial Adviser to the N.C.C.K., on "Effective Supervision"; Mr. Ben Kirk, Managing Director, Erskine & Price (mfg.) Ltd., Nairobi, on "Supervisor/Management Relations"; Rev. Jochen Riess, Industrial Adviser to the N.C.C.K., Nakuru, on "Supervision and Human Relations".

Participants: Sixty-five supervisors from ten different firms and organizations, plus three foreign visitors, three local observers and three fulltime staff of N.C.C.K.

The Chairman, after welcoming the participants, opened the conference with an introductory speech, in which he outlined a number of relevant points. He reminded his audience "you are not a master, you are a guide". He then elaborated on the necessity of being honest. "The moment you become honest, a) you will be completely secure from receiving uncalled for, unwarranted, uninvited bribes, which have spoiled a lot of our supervisors; b) with that honesty, management will discover a young man of promise in you and in the end arrange your promotion..."

He urged supervisors to use the laid-down procedures in their respective places of work instead of allowing dishonest practices which would not pay in the long run. He further suggested that a supervisor in his supervisory activities should confine himself strictly to his place of work and not take his office outside to the private sector. Lastly, Mr. Mwithaga recommended to his audience to spend one hour daily on reading useful books for self-education and self-improvement.

Before Mr. Mambo delivered the keynote speech, the secretary, Rev. Riess, introduced a representative from the Anglican Church of Canada who, after attending the meeting of the Anglican Consultative Council at Limuru, came to see the Nakuru Project, which receives part of its finance from this church.

In his keynote address, Mr. Mambo first gave a short introduction into the history of N.C.C.K.'s industrial work. He continued by examining the role and position of a supervisor within the overall structure of industry. He described him as a middle man with bridging functions, defining him as "somebody in charge of people, controlling their activities, executing management's instructions, getting things done through and with other people."

How can this man be effective? The speaker defined effectiveness as "being able to produce required results". Government, shareholders, customers, workers - they all benefit from effective supervision. He listed a number of factors contributing towards effectiveness:

- 1) You must understand your firm and its organization, its policy, its range of products...
- 2) You must know your immediate superior, your boss, and the line of authority...
- 3) You must know your relationship with the Unions and your firm's policy over against them...
- 4) You must know your own role, position, responsibility...
- 5) You must know your men in order to place them optimally...
- 6) You must always be fair to your people...
- 7) You have to exercise discretion when criticizing your people...
- 8) Make sure your orders and instructions have been understood!
- 9) Find out what your people expect from their place of work, pass such information to management...
- 10) Do lead your people, don't push them, nor drive them...
- 11) Don't mistake yourself for the boss. Use 'we', not 'I'...
- 12) Set an example. Do to others as you would like them to do to you...
- 13) Avoid favoritism (mapendeleo)...
- 14) Don't complain in public, control your emotions...
- 15) Try to inform your men about changes that are going to affect them...
- 16) You must keep discipline in your group. You can't expect workers to be disciplined if they don't respect you. Respect is earned, you can not demand it...
- 17) Be available for your people, don't let your coat represent you...
- 18) If you deal with complaints, listen first, show interest, sympathize with your worker...
- 19) Try to assess yourself every day. Admit mistakes...
- 20) Be loyal - both to your firm and to your workers...

In the discussion which followed several interesting questions were asked and answered, e.g. concerning attitude towards work, the dilemma of the supervisor as a middle man and the question of his belonging to either management or a union, etc.

After tea the participants split into four discussion groups:

- "A" on "Supervisory Duties and Communication Problems"
- "B" on "The Supervisor as the Middle Man"
- "C" on "Training for Supervision"
- "D" on "Discipline and the Supervisor".

The groups elected their own chairmen and secretaries before discussing their topics for 1½ hour.

After supper two films on vocational training were shown.

The Sunday morning started with a biblical meditation on "Supervision and Human Relations", by Rev. J. Riess, based on Exodus 18, 13-27, which reports about the introduction of a new class of officers, comparable to supervisors. The speaker showed how human relations can be improved by introducing new systems of communication, and that constructive and rational steps - although appearing impersonal - may at times serve human needs more effectively than the traditional individual approach.

The rest of the morning was entirely devoted to group reports and general discussion. The plenum wanted to deal with each group report separately, followed by a second round of follow-up. Group "A" rejected the definition of the supervisor as a communicator in the vertical and horizontal line, for they felt it was a reduction to messenger functions, excluding their own responsibility. The group also dealt with the difficulties of working in a racially mixed hierarchy. The need for a clear-cut job description was emphasized, so was the importance of early information of supervisors through the management. The role of language as a means of communication was also examined. Rumours were identified as a result of poor communication. As proper training was the basis of effective work, the group suggested that supervisors should be encouraged to go and see their superiors about opportunities for further training.

The discussion concentrated for quite a while on race relations in industry, before moving to other problems.

Group "B" wanted the supervisor institutionally to be recognized as part of the management. Practically they compared him to a referee who deals with two teams, impartiality being a must. It was said that no supervisor could do his job efficiently if and as long he was bypassed by a manager who deals with workers directly. Supervisors should enjoy the same protection and backing from above as P.C.s receive from the government. The discussion focussed immediately on the position of the supervisor as a middle man, which was accepted by "B", but rejected by "A", who didn't want him to be looked at as a class of his own, but as a member in the chain of responsibility. It was repeated that recognition of his position by both management and workers was essential in carrying out his duties.

Group "C" made several suggestions concerning training.

- 1) Everybody promoted to the job of supervision should be given training to enable him to fill his post sufficiently.

- 2) Supervisors should be allowed to tour other firms in order to learn from their colleagues in a practical way.
- 3) A recognized training school should be established in Nakuru.
- 4) Members of higher management should equally be invited to attend Industrial Life Conferences.
- 5) A supervisor should be considered for promotion after having trained successfully at such an institute.

In discussing the floor gave full support to the above points, especially to No. 3). It was suggested that Nakuru firms should establish such a school as a joint undertaking.

Group "D" produced also a number of practical points, dealing among others with disciplinary action ("never at once"), with temperamentalism ("keep your temper down, think, and find your identity"), with offenders ("must be allowed to explain clearly his case"), with consistency of decision-making ("not made under the influence of favour or hatred"), and with the offenders right to appeal ("the supervisor must know the facts beforehand").

During the second part of the general discussion, four issues drew special attention:

- 1) Racial and tribal relations in industry. The discussion of this subject developed into one of the highlights of the conference because of the remarkably high standard of argumentation and the sincerity of every speaker.

After examining the possible reasons for tribal prejudice the questions moved to the subject of foreign ownership and overseas investment and their influence on staffing and personnel policy. Next came the problems of education for development and the present inequalities in interest and participation in the educational process within Kenya.

The chairman stressed very much the importance of integrated education as the only way of overcoming racial and tribal prejudice.

- 2) The supervisor as the middle man. The number of contributions as well as the arguments seem to indicate that there exists some uncertainty among supervisors regarding their position and recognition within the hierarchies of their respective firms. Although physically being in a middle position, most participants agreed that a supervisor should be recognized as part of the managerial machinery and be treated accordingly as regards information, responsibilities and salary.
- 3) A training school for supervisors in Nakuru. Time and again it was emphasized that there was a real need for a permanent training facility for supervisors. Those present expressed their desire to learn more about ways and methods of dealing with people. The N.C.C.K. was asked to assist in realizing such a plan.

- 4) Discipline and the supervisor. One of the unexpected features of the discussion was the extent to which participants dwelled on the problem of drunkenness at work, which is obviously one of the problems facing nearly all of them. The floor discussed extensively ways and means of dealing with such cases, including questions of security risks and how to save a man from losing his job.

The last speaker, Mr. Ben Kirk, took the audience to the point where everybody had to ask himself "What am I going to do tomorrow morning?" He underlined many of the points already raised. Once more he called it "the biggest problem, that some supervisors are not trained for the jobs and responsibilities thrust on them", and that industrial unrest was mainly the result of "bad man-management at supervisory level". He then dealt with some of these problems under the headings of

- a) "Improvement in the field of management",
- b) " Essential qualities in running any business or industrial enterprise, and
- c) "Personal Behaviour of Supervisors".

He challenged the floor with his closing sentence "If you don't like people, you can't supervise and never will!"

In his summary, the chairman stated "willingness to learn on the part of the supervisors, it is only that we are worried as to how and where they would learn." Mutual trust between management and supervisors was essential. Lack of communication was another problem affecting effective supervision. He called for a realistic approach towards academically trained, but still unexperienced, staff-members. He termed discrimination on racial or tribal basis as "absolutely illegal". "Honesty must be the actual criterion on which your day-to-day work is based". Bypassing of supervisors should be avoided since it ruined their authority and recognition. He described the supervisor as a key-figure in industrial relations. Recommending honesty and self-education as essentials for a successful supervisor, the chairman closed the conference with a word of thanks to the organizers.

Compiled from the
complete tape-record
by Rev. J. Riess.

Gossner-Mission

Postscheck: Hannover 1083 05
Bank: Mainzer Volksbank 48 34

65 Mainz am Rhein
Albert-Schweitzer-Straße 113/115
Telefon: 06131 - 2 04 93 / 2 45 16

Herrn und Frau
R i e s s
B.O. 1655
N a k u r u / Kenya
East-Africa



15. März 1971
GM - Sym - K1

ZUR KENNTNISNAHME AN

Liebe Frau Riess, lieber Herr Riess!

Sie haben auf die Antwort auf Ihr Tonband vom 15. Februar 1971 warten müssen. Wir wollten sie uns nicht leicht machen und haben eine Reihe von Menschen befragt, bei denen wir Erfahrung und Sachverstand wussten. Hier ist das Ergebnis und damit unsere Antwort auf Ihr Tonband:

1. Wir stimmen Ihrer Entscheidung nicht zu, aber wir müssen sie akzeptieren. Sie erklärten: Frau Riess und Kinder würden in diesem Frühjahr oder Sommer in die BRD zurückkehren, damit die Kinder hier zur Schule und Frau Riess in Mainz Psychologie studieren könnten.
2. Wir nehmen Ihren Gedanken vom letzten Tonband (am Tage nach der 1. Nakuru-Ind.-Konferenz besprochen) auf, auf dem Sie, Herr Riess, sagen: "Sollte allerdings keine Zulassung (zur Universität Mainz) erfolgen, müssten wir doch daran denken, Michael nach Deutschland auf ein Internat zu schicken."

Wir bieten Ihnen hiermit die Begleichung der Internatskosten für Michael an, sofern es sich nicht um extrem hohe Kosten in einem besonders teuren Internat handelt. Wir wurden auch auf eine deutsche Schule in Adis Abeba aufmerksam gemacht, die bis zum Abitur führt und von der es keine Umschulungsschwierigkeiten in eine Schule der BRD geben soll. Auch für dieses Internat gilt unser Angebot.

3. Wenn Sie dieses Angebot nicht wahrnehmen wollen, bieten wir Ihnen folgende Möglichkeit an:

Die im Eigentum der Gossner Mission befindliche 4-Zimmer-Wohnung in Mainz-Bretzenheim, die zur Zeit von Familie Mey bewohnt ist, wird Ihnen für Ihre Frau und die Kinder möbliert vermietet. Die Bedingungen sind folgende:

- a) Die Wohnung kann nach Ausreise der Familie Mey nach Kamerun bezogen werden. Herr Mey reist am 31. März 1971 aus, Frau Mey folgt mit den beiden Kindern nach Fertigstellung des im Rohbau befindlichen Hauses auf dem Universitäts-Gelände in Yaoundé voraussichtlich Ende Mai 1971.
- b) In der Wohnung verbleiben die Möbel der Familie Mey und werden von Ihnen benutzt. Eine Abnutzungsgebühr wird nicht verlangt, Schäden werden von Ihnen ersetzt.

- c) Wir tragen die Mietkosten beider Wohnungen in Mainz und Nakuru, indem wir wie bisher Ihren Ortszuschlag einbehalten. Wir gehen davon aus, dass die Wohnung in Nakuru für 1 Person erheblich billiger sein wird. Wir bitten Sie, uns die Höhe der Miete in Nakuru mitzuteilen. Spätestens mit Ihrem Urlaubsantritt geben Sie das für die Familie in Nakuru angemietete Haus in Nakuru auf.
 - d) Die Nebenkosten in der Bretzenheimer Wohnung (Heizung, Warmwasser, Licht, Telefon) werden von Ihnen getragen, die Verwaltungskosten gehen zu Lasten der Gossner Mission.
 - e) Die Wohnung in Mainz-Bretzenheim steht Ihnen bis zur Rückkehr der Familie Mey zur Verfügung. Diese ist in etwa zwei Jahren zu erwarten.
 - f) Nach Zustimmung zu diesem Vorschlag wird mit Ihnen ein Mietvertrag abgeschlossen.
 - g) Die Gossner Mission trägt wie bisher die Lagerkosten für Ihre Möbel.
4. Bei Rückkehr von Frau Riess und Kinder übernimmt die Gossner Mission folgende Kosten:
- a) Flugkosten in der Touristenklasse nach Frankfurt/Main und Transport vom Flugplatz nach Mainz.
 - b) Transportkosten für Schiffsverladung
 - 200 kg für Frau Riess)
 - 100 kg für jedes Kind) = lt. Bestimmungen der Gossner Mission für Mitarbeiter in Übersee.
5. Weitergehende finanzielle Forderungen (z.B. Trennungszulage) regeln Sie bitte mit Ihrer Landeskirche in Kassel.
6. Wir sind einverstanden, dass Herr Riess im Sommer 1971 zu einem ausservertraglichen Urlaub von drei Monaten nach Deutschland kommt. Die Flugkosten in der Touristenklasse übernimmt die Gossner Mission.

Der Vertrag bzgl. Ihrer Arbeit in Kenya ist zwischen der Gossner Mission, Ihrer Landeskirche und dem NCKK in Nairobi unterzeichnet. Wir unterrichten mit gleicher Post die beiden anderen Vertragspartner.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre

Christa Springe
(Christa Springe)

Ihr

Horst Symanowski
(Horst Symanowski)

Eingegangen
- 1. NOV 1971
Erledigt: _____

ZUR KENNTNISNAHME
AN Herrn Seeborg

Überreicht durch Gossner Mission Mainz

Betr.: UIM in Kenya

Der folgende Text ist zusammen mit den
Zeichnungen aus der Broschüre entnommen
worden

The People of Kenya.
=====

Published by the International Planned
Parenthood Federation, P.O. Box 30234,
Nairobi, Kenya, Oct. 1970

ZAHLEN

Wie viele Menschen leben in Kenya?

10 890 000 (1969)

Wie viele Kinder werden jedes Jahr geboren?

Ungefähr 500 000

Wie hoch ist die Geburtenrate in Kenya?

49/1000 der Bevölkerung von 1970

Wie hoch ist die Sterberate in Kenya?

19/1000 der Bevölkerung von 1970

Wie viele Menschen in Kenya sind 14 Jahre oder jünger?

Ungefähr 5 Millionen

Wie groß ist eine Familie in Kenya?

Ein Ehepaar hat durchschnittlich 6-7 Kinder

Wie hoch ist das Durchschnittseinkommen pro Kopf?

470 DM (K Pfund 47)

Wie groß ist Kenya's Staatsgebiet?

583 000 qkm

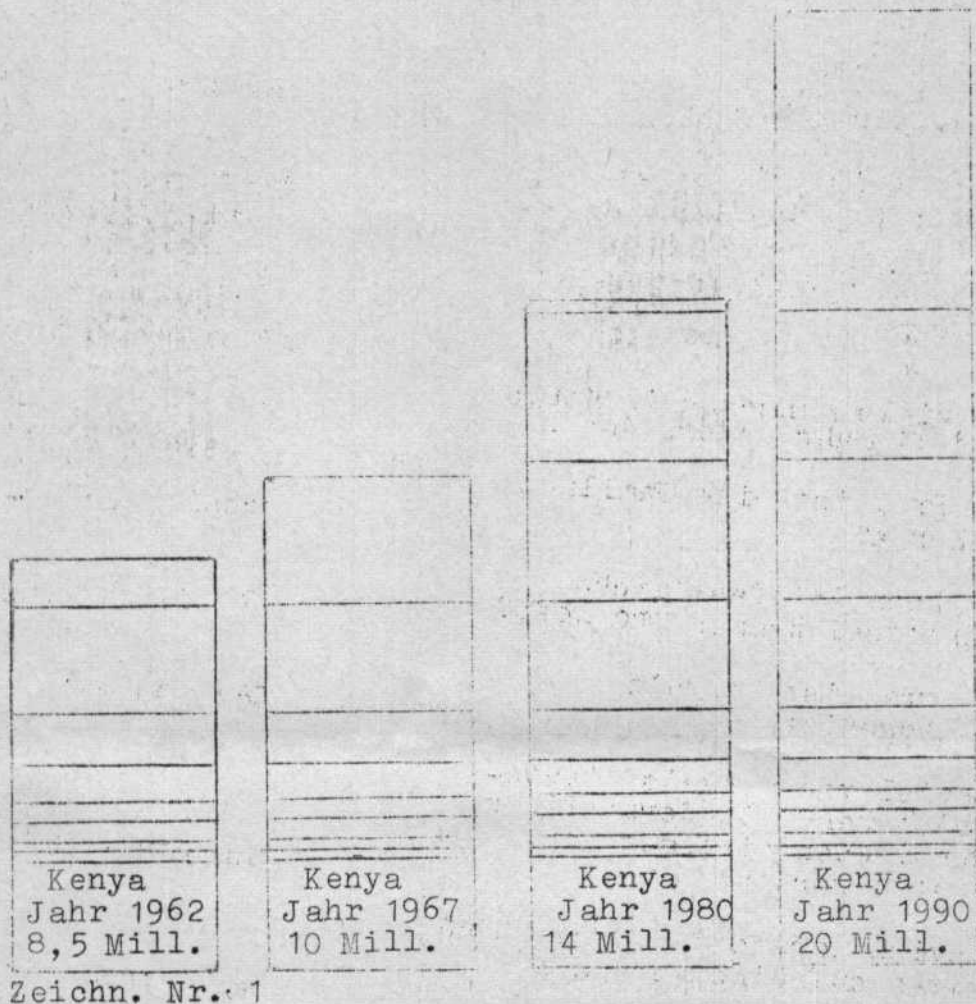
Wieviel von Kenya's Staatsgebiet kann mit derzeitigen technischen Hilfsmitteln genutzt werden?

Ungefähr 17%

Wieviel Morgen nutzbares Land fallen auf eine Person in Kenya?

4,2 acres (1965)

Dies sind einige Fakten und Zahlen, die für sich alleine wenig aussagen. Vergleichen wir sie deshalb mit der Gesamtentwicklung Kenya's.



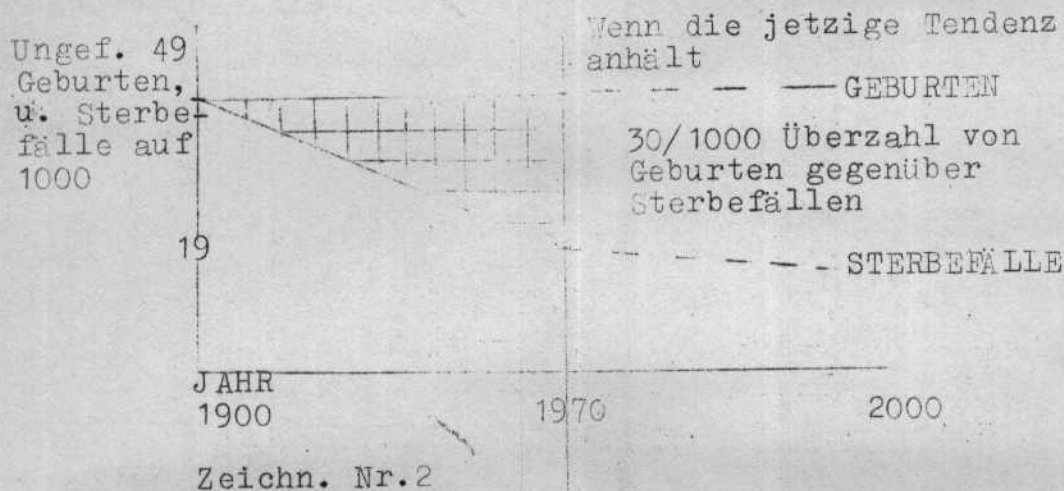
WIE SCHNELL WÄCHST DIE BEVÖLKERUNG ?

Nach der Schätzung von 1969 wächst die Bevölkerung jedes Jahr um ungefähr 3%, vielleicht auch mehr.*

Ein Kind, das 1967 geboren wurde, lebte unter 10 Millionen Kenyanern, im Jahre 1990 wird es unter 20 Millionen Kenyanern leben: Innerhalb von 23 Jahren verdoppelt sich die Bevölkerungszahl.

*Da die Berechnungen seit der Schätzung von 1969 immer im Fluß sind, ist es unmöglich, eine genaue Zahl der Bevölkerungszunahme anzugeben. Möglicherweise beträgt sie 2,9%, etwas weniger als hier angenommen wurde (3%). Demgegenüber rechnet die Regierung mit einer Wachstumsrate der Bevölkerung von 3,5% und mehr.

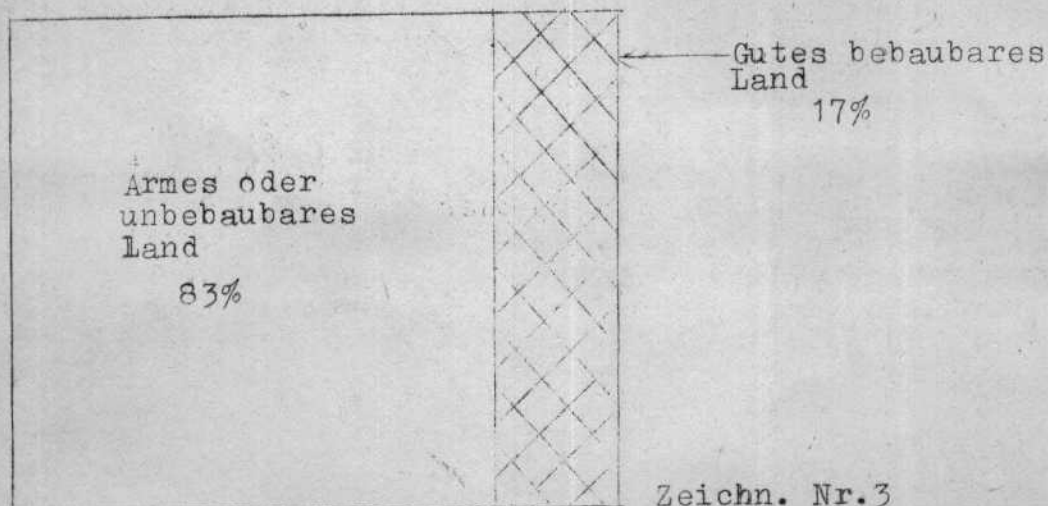
Das folgende Diagramm (Zeichn. Nr.2) erhebt nicht den Anspruch, Kenya's bevölkerungsstatistische Vergangenheit oder Zukunft genau darzustellen, sondern es soll vielmehr ein Versuch sein, die Faktoren aufzuzeigen, die zu der jetzigen Bevölkerungszunahme führten.



$$\frac{49 \text{ Geburten}}{1000} - \frac{19 \text{ Sterbefälle}}{1000} = \frac{\text{Zuwachs von } 30 \text{ Menschen}}{1000}$$

WARUM STEIGT DIE BEVÖLKERUNGSZAHL SO SCHNELL AN ?

Obwohl wir keine genauen statistischen Angaben über Geburten- und Sterberaten in Kenya haben, lassen statistische Daten aus anderen Ländern erkennen, daß bis zu diesem Jahrhundert im Großen und Ganzen die Sterbe- und Geburtenrate identisch waren. Aber mit der fortschreitenden Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes und des Lebensstandards der Bevölkerung sinkt die Sterberate. Hält diese Tendenz in der Zukunft an, ist ein Anstieg der Bevölkerungszahl von 3,6% und mehr in Kenya zu erwarten.



GIBT ES WIRKLICH GENUG LAND FÜR JEDEN ?

Das Rechteck auf der vorigen Seite (Zeichn. Nr.3) stellt das gesamte Staatsgebiet von Kenya dar, ungefähr 583 000 qkm.

Landwirtschaftsexperten haben festgestellt, daß ungefähr 1/6 (17%) dieses Gebietes durch den heutigen Stand der Technik bebaubar sind. Ungefähr 4/5 der Gesamtbevölkerung von Kenya lebt auf diesem Stückchen fruchtbaren Landes. In Zukunft wird diese Zahl noch steigen. Die Tabelle unten (Zeichn. Nr. 4) gibt an, wieviel bebaubares Land möglicherweise auf eine Person in verschiedenen afrikanischen Ländern entfällt.

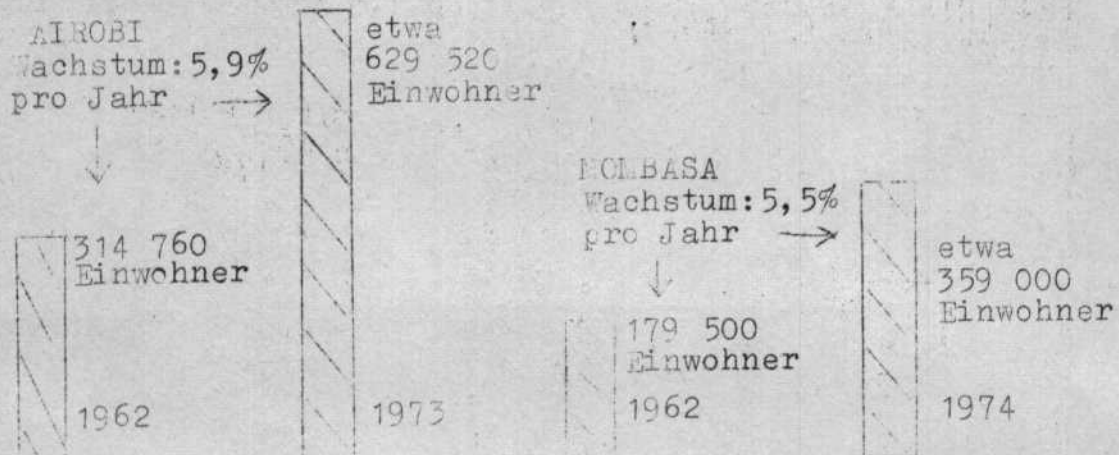
Land	1965	1980	1995	2000	
Zambia	48,4	33,5	23,1	20,4	Morgen
Tanzania	13,7	9,9	7,1	6,4	"
Ghana	6,5	4,2	2,8	2,3	"
Uganda	5,4	3,7	2,6	2,3	"
KENYA	4,2	2,6	1,5	1,3	"
Nigeria	3,4	2,5	1,9	1,7	"

Zeichn. Nr. 4

SCHNELLE BEVÖLKERUNGSZUNAHME : DIE STÄDTE

Da Kenya's fruchtbares Land sehr dicht bevölkert ist, wird die Bevölkerung in die Städte abwandern müssen.

Nur ungefähr 7% der Menschen in Kenya leben in Städten mit 20 000 oder mehr Einwohnern. Aber auch diese Stadtgebiete wachsen unheimlich schnell.



Zeichn. Nr.5

Die Zeichnung Nr.5 gibt Auskunft über den Anstieg der Bevölkerungsrates von Nairobi und Mombasa. Diese Anstiegsraten liegen höher als der nationale Durchschnitt (3,4% pro Jahr). Begründung: Abwanderung der Bevölkerung in die Städte und natürlicher Anstieg der Bevölkerungszahl in den Städten.

Da die Zahl der Bevölkerung und somit die Zahl der abhängigen Jugendlichen und Alten ständig zunimmt, ist nicht genügend Kapital vorhanden, die notwendigen Arbeitsplätze für die einwandernden Menschen zu schaffen. Deshalb die hohe Zahl der Arbeitslosen in den Städten.

Doch die Landflucht wirft noch andere Probleme auf: z.B. das Wohnungs- und Schulproblem. Außerdem werden soziale Einrichtungen gebraucht, in den Städten notwendiger als auf dem Land, da die Einwanderer in die Städte sich ja von Familie und Stamm trennen mußten, an die diese Menschen sich traditionsgemäß sehr gebunden fühlen und von denen sie in jeder Notlage unterstützt werden.

Aus diesen Gründen ist der rapide Anstieg der Bevölkerungszahl in den Städten ein bestimmender Faktor der wirtschaftlichen und sozialen Lage in diesen Gebieten. Arbeitslosigkeit, Notunterkünfte, Armut, Jugend- und Erwachsenen-kriminalität stehen alle in enger Beziehung zu dieser Wachstumsrate der Städte.

ALTERSÜBERSICHT DER BEVÖLKERUNG KENYAS 1970

55 und
mehr:

650 000 Einwohner

15-54 Jahre : 5 200 000 Einwohner

0-14 Jahre : 5 000 000 Einwohner

Zeichn. Nr.6

SCHNELLER ANSTIEG DER BEVÖLKERUNGSZAHL: ABHÄNGIGE (Jugendliche und Alte)

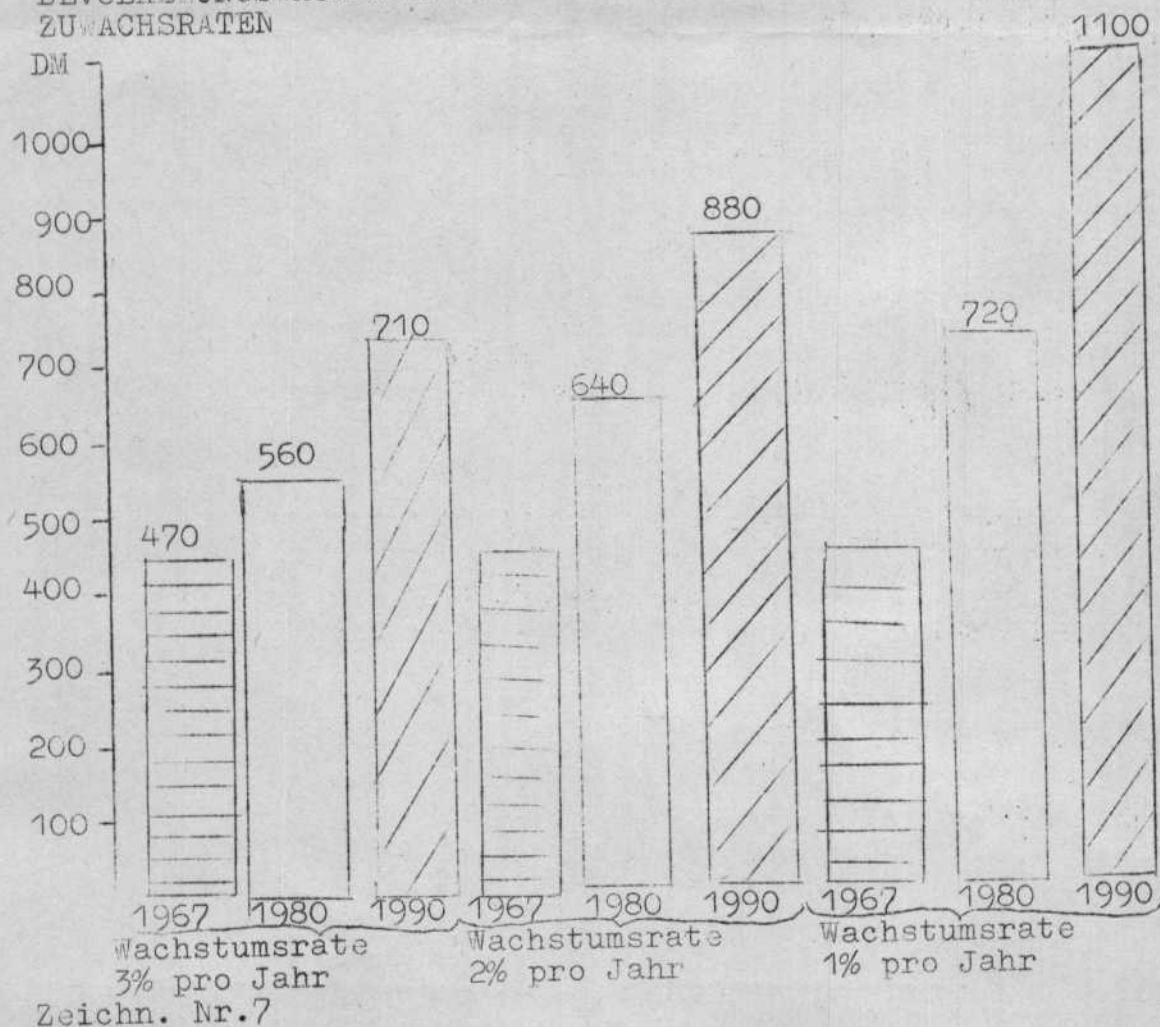
Ein charakteristisches Zeichen des schnellen Bevölkerungswachstums ist die hohe Zahl an Kindern im Verhältnis zu der Zahl der Erwachsenen. Kinder sind natürlich hauptsächlich Verbraucher: von Lebensmitteln, Kleidern, Ausbildungsgeldern.

Wie man aus der Zeichnung Nr.6 ersieht, liegt die Zahl der Alten und Jugendlichen (d.h. der Verbraucher) höher als die Zahl der Erwachsenen (d.h. der Produzierenden). Genauer ausgedrückt, 100 Erwachsene im arbeitsfähigen Alter von 15-54 Jahren müssen sich selbst plus 108 Kinder und alte Menschen ernähren.

In Schweden und anderen Ländern, deren Bevölkerungszahl weit weniger als die Kenya's steigt, ist das Verhältnis von arbeitenden zu bedürftigen Menschen nur 100/84.

Kenya-kommt gar nicht umhin, einen großen Teil seiner Einnahmen-für die Unterstützung von Kindern und alten Menschen auszugeben. Dadurch aber fehlen diese Gelder für den Ausbau von Straßen, die Landwirtschaft, die Industrie, andere Projekte und somit für die Schaffung von Arbeitsplätzen.

ANSTIEG DES DURCHSCHNITTSEINKOMMEN BEI 3 VERSCHIEDENEN BEVÖLKERUNGSWACHSTUMSRATEN UND DENSELBEW WIRTSCHAFTLICHEN ZUWACHSRATEN



BOHNELLER ANSTIEG DER BEVÖLKERUNG ZAHN: EINKOMMEN

Ein guter Maßstab für den Wohlstand eines Staates ist das pro Kopf Durchschnittseinkommen. Dieses errechnet sich aus dem Wert der Gesamtproduktion eines Jahres dividiert durch die Bevölkerungszahl.

Im Jahre 1967 betrug das durchschnittliche pro Kopf Einkommen ungefähr 470 DM. Seit der Unabhängigkeit stieg das Gesamteinkommen um 5,3 % pro Jahr, aber bei einem Bevölkerungszuwachs von 3 % pro Jahr stieg das Durchschnittseinkommen pro Kopf nur um 2 % pro Jahr.

Wie die Zeichnung Nr. 7 zeigt, stiege das Durchschnittseinkommen schneller bei langsamerem Bevölkerungswachstum, weil sich ganz einfach weniger Menschen in das Gesamteinkommen teilen müssten.

Unter den jetzigen Gegebenheiten würde es mehr als 30 Jahre dauern um das pro Kopf Einkommen in Kenya zu verdoppeln. Würde die Bevölkerungswachstumsrate 2 % anstatt 3 % jährlich betragen, stiege das Durchschnittseinkommen schon in 20 Jahren um 100 %. Bei einer Wachstumsrate von 1 % jährlich stiege das Einkommen in 16 Jahren um 100 %.

BEVÖLKERUNGSZAHL IM VOLKSSCHULALTER VON KENYA BEI Geburtenkontrolle ---- keine Geburtenkontrolle

Jahr	Kinder 6-12 Jahre		Einsparungen an Ausbildungsgeldern pro Jahr bei Geburtenkontrolle
	Geburtenkontrolle	keine Geburtenkontrolle	
1970	2 100 000	2 100 000	keine
1980	3 000 000	2 400 000	DM 60 Millionen
1990	4 200 000	2 300 000	DM 190 "
2000	6 200 000	3 200 000	DM 300 "

Zeichn. Nr. 8

MÄNNLICHE ARBEITSKRÄFTE IN KENYA BEI:

GEBURTENKONTROLLE ----- KEINE GEBURTENKONTROLLE

KEINE GEBURTENKONTROLLE		
JAHR	Männliche Arbeitskräfte	Anzahl der benötigten Arbeitsplätze im Jahrzehnt
1970	2,6 Millionen	-
1980	3,5 "	900 000
1990	4,9 "	1 400 000
2000	7,0 "	2 100 000

Insgesamt werden im Jahre 2000
4 400 000
Arbeitsplätze benötigt

GEBURTENKONTROLLE		
JAHR	Männliche Arbeitskräfte	Anzahl der benötigten Arbeitsplätze im Jahrzehnt
1970	2,6 Millionen	-
1980	3,5 "	900 000
1990	4,5 "	1 000 000
2000	5,3 "	800 000

Insgesamt werden im Jahre 2000
2 700 000
Arbeitsplätze benötigt

Zeichn. Nr.9

Eingereicht

17. Feb. 1971

Erldigt

, Febr. 15. 1971

J.d.A.

Gossner Mission
65 MAINZ
ALBERT-SCHWEITZER-STR. 113-115

The Rev. R.A. Pedersen
Board of World Missions/ Lutheran Church in America

231 Madison Avenue at 37th Street
New York

ZUR KENNTNISNAHME
AN

Dear Mr. Pedersen,

From Mr. Schwark (Berlin) we received a photocopy of your letter and the request to give you some information about our work in Africa.

Our relations to Urban Industrial Mission projects in Africa date from 1968, when Philip Bloy, the Urban Secretary of AACC at that time, asked us to contribute to the performance of an Urban-Industrial-Training-Programme for African ministers. A member of our team, Jochen Rieß, joined the staff of this training course, which took place in Nairobi in 1969. I add the report of the course. After that, Jochen Rieß has settled in Nakuru (Kenya) to develop there a Community Centre as fraternal worker of the NCC of Kenya. The Centre's different activities become evident from the budget, which I enclose. Rev. Rieß's address: P.O. Box 1655 Nakuru (Kenya).

I shall send him a copy of this letter asking him to give you more information about his work.

As to West-Africa, Philip Bloy envisaged from the beginning a similar French-speaking Training-course too. In the prospect of it, the Secretary of the West-African Urban-Industrial Contact Group, the Rev. F. Mbea from Edea (Cameroons) was asked by AACC to join some time the staff at Nairobi. The good experiences of this first course instigated the francophone members of the West-African Contact Group to emphasize the need of a second. When the Contact Group had its annual meeting at Abidjan (Ivory Coast) in November 1970, it was decided to establish a team, whose purpose is to prepare the course, adapting the pattern of Nairobi to the West-African situation. James Lawson, West-African secretary of AACC will be member of the team.

Personally, I have been present in Abidjan as an observer of DWME/ UIM of the WCC. I am ready to join the preparatory team after having got my visa and to stay in the Cameroons until the course has been accomplished. Some more information about UIM-work in French-speaking Africa may you find in my report to WCC, which I enclose.

If you come over to French-speaking Africa, you should meet the Rev. Mbea, who is the man having the best survey of different projects there. His address: F. Mbea B.P. 4 Edea (Cameroons).

Of course, I would be glad if I could welcome you over there.

With all good wishes

Yours sincerely

Cc to:
WCC DWME/UIM Miss M.v. Vredenburg
Rev. F. Mbea, Secretary of WAUIC
Rev. J. Rieß

(Gerhard Mey, Pastor)

Südafrika

P.O. Box 81,
ROODEPOORT,
Transvaal,

August 10, 1972.

INTERDENOMINATIONAL COMMITTEE FOR INDUSTRIAL MISSION
ON THE WITWATERSRAND

INDUSTRIAL SOCIETY SEMINAR

Three-month training project.

Preamble

The Committee has organised a number of half-day and ten-day seminars to familiarise clergy with the difficulties and methods of ministry in a modern industrial society.

Industrial Mission projects in different parts of the world have developed practical training courses for ministers who wish to make the concern for industry an emphasis in their full-time ministry. One well-known project which has been serving the German Evangelical Churches for the past twenty years, Gosner Mission, has taken official responsibility for training clergy for week-long, month-long, three-month and six-month practical training courses.

Practical training is most effectively done for language, cultural and pragmatic reasons, within the situation to which it is to be applied. The South African situation has a number of unique conditions which would be best served by practical training offered within the country.

So far this practical training on a long-term and intensive basis has been available only overseas. Sending clergy for such training has proved a costly and time-consuming and often impractical solution. The time is ripe for a concerted common effort to prepare ministers to work more adequately in the context of this industrial society.

Partnership

The Committee would like to negotiate an agreement with Gosner Mission to provide an intensive three-month practical training in South Africa. Gosner Mission would provide a trainer who has already run a six-month seminar in English-speaking East Africa and who has continued as a practitioner of Industrial Mission for two subsequent years in Africa.

The Committee must secure the participation of up to twenty persons comprising both ministers and lay people from the churches. For the duration of the Seminar the living costs of the families of participants must also be secured locally. The costs of this initial seminar which have been calculated at a maximum of R8,000, to be raised by Gosner Mission on behalf of the Committee.

Proposal

That this committee accept the offer of a partnership with Gosner Mission and undertake to be responsible for all the necessary arrangements and planning of a three-month practical training seminar.

That this course be convened on a residential basis in the area of Johannesburg during June, July and August, 1973.

That the committee take responsibility for securing the necessary local co-operation and planning.

That this be presented as an essential preliminary stage if a responsible ministry to Industrial Society is to be initiated by the Churches.

Recommendations

1. That the Executive Committee be requested to prepare the detailed plans, proposals and budgets and enter into whatever necessary arrangements are required and report back regularly to the Committee on progress made.

Proposed Course Outline: General

The course is for three months in June, July and August, 1973.

The first two weeks would be practical and theoretical orientation to urban and industrial issues and situations. During this time the methods of operation for the course will also be presented and explored.

During the next four weeks delegates will be employed in industry and

The next two weeks will be for working into the ethical and theological dimensions of Industrial society.

A two-week involvement in urban society, its institutions and issues then follows.

A final two weeks will be given to evaluation, reflection and planning future possibilities for application of course learnings.

Fund Raising and Budgets

The local churches and industries will meet the living costs of the families of participants while they are involved in the course. The Committee requests the Gossner Mission to raise the remaining funds on their behalf.

Preliminary Budget:

<u>Expenditure</u>		<u>Income</u>	
Personnel	R2000	Registration Fees	R600
Administration	1000	Grant from Gossner Mission	10000
Travel	1000	Local Sources	4000
Research	600		
Reported Materials	1000		
Participants' Costs	9000		
	<u>R14600</u>		<u>R14600</u>

Conclusion

The Committee requests the Gossner Mission to raise R10000 on their behalf to be able to organise a three-month seminar on Urban and Industrial Society concerns.

Prepared by Dale White,
Chairman of the Committee.

WILGESPRUIT FELLOWSHIP CENTRE

URBAN INDUSTRIAL MISSION PROGRAMME

Continuation of Industrial Society Seminar

- (a) Six month guided implementation programme
- (b) Six month overseas travel-study seminar

Preamble:

The Interdenominational Committee for Industrial Mission on the Witwatersrand in partnership with the Gossner Mission is organising a three month training project during June, July and August, 1973.

This three month seminar will provide an introductory orientation to the concerns of workers in industrial society. A number of the problems, possible solutions and practical opportunities will be presented and explored. This would form the preliminary stage to the following procedures.

However, if the existing opportunities within industry for the advancement of black workers are to be maximised then a course to provide trainers and co-trainers to teach workers about these neglected rights becomes essential.

In order to provide these resource people required a further period involving tutoring on the job as a trainer of black workers is an important next step.

Subsequently a period of travel and study overseas will enable these trainers to gain further insights and compare their limited situation with situations which offer greater potential.

PROPOSAL:

That the Gossner Mission in partnership with the Sales and Allied Association and the Wilgespruit Fellowship Centre prepare an on the job tutorial period for developing the skills of trainers of black workers.

That this period begin in October, 1973 and continue until February, 1974. During this period Gossner Mission would supply a Tutor and the local organisations arrange the involvement in industry.

That finally between February, 1974 and June 1974 Gossner Mission arrange a study tour for participants and that the local partners prepare for the possibility of full-time employment of participants on their return.

That the Wilgespruit Fellowship Centre together with additional local partners be responsible for the preparation of plans, proposals, budgets, and other organisational responsibilities. That Gossner Mission be requested to raise the necessary funds required to implement the project on behalf of the local sponsors.

That a preliminary estimate of Financial requirements for this continuation seminar on industrial society be:

(a) Tutorial Seminars for up to eight participants

Personnel R3,000

Administration
and Office R1,000

Participants
and dependants R8,000

Travel R1,000

Research and
materials R1,000

R14,000

(b) Overseas Study Tour for up to six people

Participants living R4,400
Costs

Administration R1,000

Travel R3,600

Participants
dependants R4,800

Deposits on
passports R1,200

R15,000

Recommendations and Requests:

- (a) That a partnership between Wilgespruit Fellowship Centre and other local bodies with Gossner Mission be formed.
- (b) That detailed ~~pal~~ plans, proposals and budgets be drawn and implementation be the responsibility of Wilgespruit Fellowship Centre.
- (c) That Gossner Mission be requested to prepare and send a tutor for the tutorial period.
- (d) That Gossner Mission be requested to prepare for and arrange the visit of the overseas orientation seminar.
- (e) That Gossner Mission be empowered to make a preliminary request of behalf of this seminar project for R29,000 being R14,000 for 1974 and R15,000 for 1975.

Indien

G. E. L. CHURCH

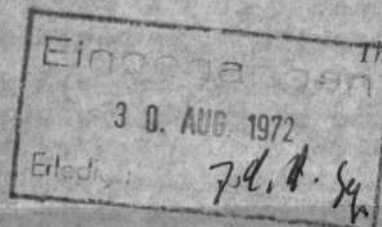
BOARD OF EVANGELISM AND LITERATURE

Director & Secretary

C. K. Paul Singh, B. D., DR. THEOL. (BERLIN)

G. E. L. CHURCH
RANCHI, BIHAR/INDIA

Ref. Memo. No. **BEL/80/72**



August 25, 1972

The Director, UIM
Pastor Dr. H. Symanaosky
Gossner Mission
65 Maiz am Rhein
Albert Schweitzer Str. 113/115

Dear Sir,

I should not have written this letter to you but due to my special responsibility in the Gossner Church and before the Gossner Mission I am obliged to address this letter to you for your information and action accordingly.

By now you might have received a recommendation letter from the Pramukh Adhyaksh, G.E.L. Church, Ranchi concerning the Urban and Industrial Mission at Ranchi with enclosers of application, budget estimate and report given by one Pastor Jaimasih Minz.

As I know very well, the report on the UIM work is totally false. The Pastor mentioned has not called any meeting till today except a short meeting to form an Ad-hoc Committee on 30th July 1972 at 8 a.m. but even this date is not correct in the report given. He just tried to get money from abroad, even the budgeted amount is not up to his qualification Scale. If therefore the amount is given there will be a misunderstanding among the church workers. I have personally told the Pastor that if he does like this his work is not going to be successful. I also told the fact to the Pramukh Adhyaksh who "unknowingly recommended the matter" to you. I waited whether Pastor Jaimasih Minz would correct himself by writing another report, but instead he is hoping to get money from abroad to save his transfer from Ranchi. There are other Pastors who got their training of UIM in Durgapur, but astonishingly he did not invite them on the formation of Ad-hoc Committee, perhaps fearing they may be more influential to take his place.

Surely the growing and changing situation in and around Ranchi needs a special attention and thus programme for UIM is a must. I am personally interested that some able person should start the work where I am ready to help and co-operate as far as my time and resources allow. This I had told to the above mentioned Pastor too, and thus my name comes in the Ad-hoc Committee. But now I shall not be able to work with this Pastor. I am too much disappointed knowing his false method of securing money.

I hope you shall not be disturbed much but do the needful steps to guide us for the UIM work in and around Ranchi. I shall personally be delighted to get reports and Magazine on your UIM work.

When I visit Germany (GDR) in September 1972, if I meet you or the Mission Director Pastor M. Seeberg in Berlin I shall talk on this subject also.

With greetings and YISHUSAHAY to you all.

Yours Sincerely,

C. K. Paul Singh

Copy to
Mission Director
Pastor M. Seeberg.

Mission

G. E. L. CHURCH

BOARD OF EVANGELISM AND LITERATURE

Director & Secretary

C. K. Paul Singh, B. D., DR. THEOL. (BERLIN)

Ref. Memo. No. BEL/80/72

G. E. L. CHURCH

RANCHI, BIHAR/INDIA

The August 25, 1972

The Director, UIM
Pastor Dr. H. Symanaosky
Gossner Mission
65 Maiz am Rhein
Albert Schweitzer Str. 113/115

Dear Sir,

I should not have written this letter to you but due to my special responsibility in the Gossner Church and before the Gossner Mission I am obliged to address this letter to you for your information and action accordingly.

By now you might have received a recommendation letter from the Pramukh Adhyaksh, G.E.L. Church, Ranchi concerning the Urban and Industrial Mission at Ranchi with enclosers of application, budget estimate and report given by one Pastor Jaimasih Minz.

As I know very well, the report on the UIM work is totally false. The Pastor mentioned has not called any meeting till today except a short meeting to form an Ad-hoc Committee on 30th July 1972 at 8 a.m. but even this date is not correct in the report given. He just tried to get money from abroad, even the budgeted amount is not up to his qualification Scale. If therefore the amount is given there will be a misunderstanding among the church workers. I have personally told the Pastor that if he does like this his work is not going to be successful. I also told the fact to the Pramukh Adhyaksh who "unknowingly recommended the matter" to you. I waited whether Pastor Jaimasih Minz would correct himself by writing another report, but instead he is hoping to get money from abroad to save his transfer from Ranchi. There are other Pastors who got their training of UIM in Durgapur, but astonishingly he did not invite them on the formation of Ad-hoc Committee, perhaps fearing they may be more influential to take his place.

Surely the growing and changing situation in and around Ranchi needs a special attention and thus programme for UIM is a must. I am personally interested that some able person should start the work where I am ready to help and co-operate as far as my time and resources allow. This I had told to the above mentioned Pastor too, and thus my name comes in the Ad-hoc Committee. But now I shall not be able to work with this Pastor. I am too much disappointed knowing his false method of securing money.

I hope you shall not be disturbed much but do the needful steps to guide us for the UIM work in and around Ranchi. I shall personally be delighted to get reports and Magazine on your UIM work.

When I visit Germany (GDR) in September 1972, if I meet you or the Mission Director Pastor M. Seeberg in Berlin I shall talk on this subject also.

With greetings and YISHUSAHAY to you all.

Yours Sincerely,

C. K. Paul Singh

Copy to

Mission Director
Pastor M. Seeberg.

Mission

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH

(Rgd. under Societies Registration Act XXI of 1860)

PRAMUKH ADHYAKSH : REV. C. B. MINZ
UP-PRAMUKH ADHYAKSH : REV. J. TOPNO
SECRETARY : MR. C. A. TIRKEY
TREASURER : REV. DR. M. BAGE

HEAD OFFICE
G. E. L. Church, Ranchi
Bihar/India
Phone : 23358

No. 661/72/KSS-136

Ranchi Dated 21st Aug '72.

To

The Rev. H. Symaneski, Director
Ecumenical Institute for Urban
and Industrial Centre
Gossner Mission.
65 - Mainz am Rhein
Germany.

Dear brother Symaneski,

Greetings to you in the Name of Lord Jesus Christ. Under this letter I would like to let you know, that several Pastors of Gossner Church got training at Durgapur and are working in different Industrial areas, but it is not known whether they are working on the line they got training. Therefore it was felt necessary that some kind of team work in an organised way should be done.

In this connection a Pastor named Rev. Jaimashih Minz of Ranchi has taken initiative on his own interest and submitted a plan before me. I appreciate his initiation and approve his plan. But with the plan, he has submitted a budget estimate for one year which also I approve, but, I am sorry, I am quite helpless to provide money for the same due to shortage of fund. I am attaching true copy of his plan and budget estimate.

May I request you to help us in this project ? According to proposed plan, work in industrial areas could be strengthened, and therefore I request you to help us in this project. I shall be ever grateful to you for your kind help.

Yours sincerely,

B. Minz
21/8/72.

(B. M i n z)
Pranukh Adhyaksh,
GEL Church Ranchi.

cc: Rev. J. Minz,
Ranchi.

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH

(Rgd. under Societies Registration Act XXI of 1860)

PRAMUKH ADHYAKSH : REV. C. B. MINZ
UP-PRAMUKH ADHYAKSH : REV. J. TOPNO
SECRETARY : MR. C. A. TIRKEY
TREASURER : REV. DR. M. BAGE

HEAD OFFICE
G. E. L. Church, Ranchi
Bihar/India
Phone : 23358

True copy.

To

The Rev. C.B.Minz,
Pramukh Adhyaksh,
GEL Church Ranchi.

Respected Sir,

With some foreign collaboration India is rapidly developing the Industrial resources. India has just started her Industrial revolution particularly in Chotanagpur area. Major mineral resources are found in this region. It can be called the Ruhr of India. The Gossner Church is spread all over Chotanagpur. There are others churches also situated in this industrial belt, i.e. The Roman Catholic, C.N.I., Methodist and Menonite. Christian involvements have already started in the industrial complexes. A critical situation is bound to enter in the Church's life in near future due to industrial growth.

It is felt that the urban and Industrial Mission is urgently needed in our Church in order to render relevently its service among the people. To meet the challenge of industrial change and influence, I have initiated an urban and industrial mission here at Head Quarters Congregation, Ranchi.

An Ad-hoc committee of this urban and Industrial Mission has been organised with the following members.

1. Rev. J.M. Minz, Pastor Hd.Qrts.Congre. Ranchi, Convener.
2. Dr.Rev.C.K.Paul Singh, Director,Bd. of Evangelism, Member
3. Dr.Rev.N. Minz, Principal, Gossner Theological College, Ranchi Member.
4. Rev. M. Tete, Professor " " " Member.
5. Mr. Thimotius Samad, Employment Officer, Member.
6. Mr. Zachariah Hero, Office Asstt. HEC. Member.
7. Mr. Paul Khalkho, Office Asstt. A.G.Bihar,Member.
8. Mr. C.C. Barla, Technician, R.D.D.H.S., Member.

It is hoped that this newly formed industrial mission will serve as the link between other industrial centres where the Gossner Church has congregations.

But I want to let you know that this formative stage of Industrial Mission is in great difficulty because of the lack of full time-paster for this programme. I am sure that the G.E.L. Church could set apart atleast one paster for this purpose. But at the same time she is quite unable to provide financial support for such a paster.

As there prospective benefits of urban and Industrial Mission in this area is great I am compelled to place this petition before you for your kind consideration and help for a full time-paster in this area of service.

Contd....p/2.

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH

(Rgd. under Societies Registration Act XXI of 1860)

PRAMUKH ADHYAKSH : REV. C. B. MINZ
UP-PRAMUKH ADHYAKSH : REV. J. TOPNO
SECRETARY : MR. C. A. TIRKEY
TREASURER : REV. DR. M. BAGE

HEAD OFFICE
G. E. L. Church, Ranchi
Bihar/India
Phone : 23358

- 2 -

I may kindly be allowed to suggest the proposed annual budget to you for the same. I look up to you for your kind help and guidance in this matter. The annual budget is:

- (1) Pastor's salary Rs.300/- p.m. Rs.3,600/-
- (2) Unseen expences for Industrial Programme Rs.1,000/-

Total: Rs.4,600/-
=====

Proposed programmes of Urban and Industrial Mission at Ranchi and its surroundings:

From July, 1972 to December, 1972.

I. (1) Industrial Survey work:

- (a) To know the worker with Address, Trade & Section.
- (b) To find it out whether Industrial mission is started in the factories.

(2) Dialogue Meeting:

- (a) To arrange the meetings occassionally with different union leaders one by one.
- (b) To discuss the pressures of a changing world in India as far as in Chotanagpur.

II. (1) Urban Survey work:

- (a) To find out the categories of the Christians professions from bottom up to top grade.

~~(1)~~

(2) Dialogue Meeting:

- (a) To discuss the economical, social, cultural and religious problems by social gathering time to time.
- (b) To discuss the Gossner Church situation in centemporary Urban Societies.

Note:- Next programmes from Jan. 1973 to July 1973 will be chalked out later on.

With best regards to you.

Yours in His Service,

Sd/- Rev. J. M. Minz,
20/8/72.

KSS Office Campus, GEL Church,
Ranchi.

Certified to be a true copy.

[Signature]
(B. Minz) 21/8/72
Pramukh Adhyaksh,
GEL Church Ranchi.

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH

(Rgd. under Societies Registration Act XXI of 1860)

PRAMUKH ADHYAKSH : REV. C. B. MINZ
UP-PRAMUKH ADHYAKSH : REV. I. TOPNO
SECRETARY : MR. C. A. TIRKEY
TREASURER : REV. DR. M. BAGE

HEAD OFFICE
G. E. L. Church, Ranchi
Bihar/India
Phone : 23358

(True Copy)

SHORT REPORT OF THE URBAN AND INDUSTRIAL MISSION FROM JULY TO AUGUST, 1972.

The first meeting of an Urban and Industrial mission was held at 10 A.M. on the 20th July, 1972 in the 3rd year B.Th. Gossner Theological College Ranchi.

- (1) The meeting was started with a short prayer led by Rev. J.M. Minz.
- (2) Attendance:- Fifteen members of different occupation were present.
- (3) Purpose of the meeting call:- By Rev. J.M. Minz.
Theme:- To meet the changes of Indian Industrial Revolution.
- (4) More focus of an idea of U.I.M. was thrown in the meeting by Dr. C.K. Paul Singh and Dr. N. Minz alternately.

The high light of the speeches was to form an Ad-hoc committee for the U.I.M. at Ranchi.

- (5) An Ad-hoc committee of 8 members was formed to initiate the task of U.I.M.
- (6) Rev. J.M. Minz B.A. (Ex Trained in ESII Durgapur) the pastor of Hd. Qrt. Congregation was nominated as convener for this Committee.
The meeting was ended by a short prayer led by Rev. M. Tete, Prof. Theological College Ranchi.

1st MEETING OF AN AD-HOC COMMITTEE OF UIM, RANCHI.

The first meeting of an Ad-hoc committee of UIM was held at 6 P.M. on the 30th July '72 in the 3rd year B.Th. Class room, Theological College Ranchi.

- (1) Attendance:- Seven.
- (2) Main Agenda:- To make the plans and programmes for the UIM.
- (3) The first programme was selected to survey the worker and make list of them with their ~~in~~ trades, sections and Addresses in the register.
There was a short but important discussion about the problems of unemployment led by M.T. Samad, Employment Officer Bihar Government.
The meeting was ended by a short prayer led by M.T. Samad.

2nd MEETING OF AN AD-HOC COMMITTEE OF UIM, RANCHI.

The 2nd meeting of an Ad-hoc Committee was held in the 3rd year B.Th. Class room, Theological College Ranchi at 6 P.M. on 10th August 1972.

- (1) Prayer:- Led by Poul Khalkho, U.D.C., A.G. Bihar.
- (2) Attendance:- 8 Members, 6 visitors.
- (3) Main Agenda:- Report of Survey work done by Rev. J.M. Minz Convener.
The survey work is incomplete but yet the following report was produced as below:-

Rev. J.M. Minz Convener made contact with fourteen different occupational workers and enlisted their address, Trade and section in the Register maintained.

During the contact with them it was found that they are in difficulties not having the quarters by their managements. They are all in private rented quarter where there are many lackness and yet rent is higher.

- (4) A general discussion on the above matter was made in the meeting. All the members were looked very interested on the schemes and programme of UIM, Ranchi. The traditional Pastoral work is not enough. Some techniques of method in order to serve in detail within the Church be adopted through the help of UIM, Ranchi.
- (5) The meeting was ended with a short prayer led by Rev. J.M. Minz, Convener.

Certified to be a true copy

[Signature]
Pramukh Adhyaksh
GELCHURCH RANCHI.

Sd/- Rev. J.M. Minz
Convener
UIM, Ranchi
21/8/72.

WV KUR

Gedruckte d.h. Kur.
Schwerk nach Bengali

A b s c h r i f t

ZUR KENNTNISNAHME

AN Herrn Schwerk

Nur zum persönlichen Gebrauch, streng vertraulich

Herrl. Anm!

llmiste

Durgapur, 12.2.1972

Lieber Herr Symanowski, liebe Frau Springel

Sudha. Ramteke möchte Sie gerne im April, etwa am 18., auf dem Frankfurter Flughafen sprechen, wo er von Kreta kommend einzutreffen hofft, bevor er zur Leiterhaus-Tagung nach Iserlohn weiterfährt. Vor wenigen Wochen hat das Kuratorium des Instituts Sudhakar zum acting director für zunächst ein Jahr ernannt. Seine Politik geht dahin, sich von England, Coventry und vor allem von Ken Wright zu lösen und sich dafür in den Schoss der Allmutter Germany zu betten, sei es nun Bad Boll oder Mainz oder Dortmund (Donner) oder Hamburg (Max Gutknecht) oder inskünftig Bochum. Es liegen starke persönliche Spannungen mit Ken vor, dem er vorwirft, sich von England aus permanent einzumischen und die Fähigkeit der Inder (= seine), das Institut selbst zu führen, zu leugnen. Andererseits sind die Spannungen unter den Mitarbeitern des Instituts so stark, dass Rajan Roberts zum 1. Februar weggegangen ist (nach Delhi, Industrie) und Alex Devasund (ein wissenschaftlich und praktisch hochqualifizierter Mann, ehemaliger Gewerkschaftsmann; hat eine Gewerkschaft in Bangalore aufgebaut, im Abendstudium Soziologie abgeschlossen, ein hochbegabter first class man) seinen Weggang erwägt. Beide finden, dass sie nicht zum Zuge kommen, dass keine Linie, keine Konzeption und keine innen Rotivation in der Arbeit ist, dass Sudhakar Führungsqualitäten abgehen. Ken werfen sie vor, dass er nicht rechtzeitig für Führungsnachwuchs gesorgt habe. Der Board (Kuratorium) scheint ziemlich desinteressiert und manipulierbar zu sein. Soweit die Lage.

Die Grundfrage scheint mir im Moment die zu sein, wie weit wir von Europa - ob von England oder Deutschland - aus weiterhin auf Rat, Geld und visiting lecturers eingreifen und damit den notwendigen Prozess der Selbstfindung, der Emanzipation hinauszögern sollten. Solange wir das tun, wird der Board nicht aufwachen, wird die Strategie nicht überdacht werden. Mir ist sehr die Frage, ob der Anzug E.S.I.I. nicht zu gross geschneidert wurde. Einerseits werden die Bauten nicht ausgenutzt, andererseits wird versucht, alle möglichen Kurse, Seminare etc. zu veranstalten, deren Thematik zweitrangig ist und für die Teilnehmer heranzuschaffen offenbar den grössten Arbeitsaufwand verursacht. Es fehlt also an Bedarfsforschung, an klaren Einsichten über den Umfang und die Thematik einer wirklich durchführbaren Arbeit.

Die Arbeit im Kurs zusammen mit Alex macht Spass, ist allerdings schwierig. Die vier Teilnehmer haben nur minimale Englischkenntnisse, ihre Allgemeinbildung ist relativ dürftig. Trotzdem machen wir Fortschritte. Alle vier sind Lutheraner, zwei von der Gossner Kirche, zwei aus Orissa. (Die Gossner-Leute haben etwas mehr geistigen Brustumfang. Viel Kritik an westlichen Sendungen, an Parteienkämpfen in der eigenen Kirche und an den Türken, die von westlichen Besuchern gebaut werden in der Hoffnung, nach Germany zu fahren. Das Bewusstsein für die Notwendigkeit nicht nur der finanziellen, sondern vor allem der gastlich-geistigen Selbständigkeit scheint bei den jungen padres zu wachsen.

Vom 14. bis 24. Februar sind wir in Calcutta zum 10tägigen Kurs in Urban Service, zu dem aus Calcutta noch einige Teilnehmer - Theologen und Laien - stossen werden. Bis vor wenigen Tagen waren erst zwei Interessenten am Horizont. Alles ist mit dem Wiederaufbau in Bangla Desh beschäftigt. Subir Baswas setzt Hunderttausende Rupees um, ist fast jede zweite Nacht mit Lastwagen unterwegs um Lebensmittel, Decken und Baumaterial zu transportieren. Er hat schon 10.000 Hütten gebaut; er sammelt dafür u.a., indem er nach Coventry - Mauer Kreuze aus angekohlten Bambusstöcken von verbrannten Bangla-Desh-Hütten verkauft.

Meine Frau kommt nächste Woche. Vom 21. Februar bis ca. 12. März machen wir unsere dreiwöchige Rundreise. Dann hoffe ich, dass Post von Jochen Riess auf mich wartet, wann ich nach Nakuru fliege. Die "Unterentwicklung" des Landes ist am fühlbarsten bei den Kommunikationskanälen. Post, Eisenbahn, wie lange dauert das alles, wie isoliert ist man hier, ohne Auto, ohne vernünftige Strassen. Was für ein reiches Kommunikationsnetz haben wir täglich zur raschen Verfügung. Ich habe zu Hause (im Fernsehen) mehr von Bangla Desh gesehen und gehört als die meisten Menschen hier!

Für heute viele herzliche Grüsse,

Ihr
Michael Bartelt

Dr. Singh to read and tell. B.N.
Abschrift 28/2

ZUR KENNTNISNAHME

AN Herrn Seeburg

Nur zum persönlichen Gebrauch, streng vertraulich
=====

*Karl. Grüne!
Elmiste.*

Durgapur, 12.2.1972

Lieber Herr Symanowski, liebe Frau Springel

Sudha. Ramteke möchte Sie gerne im April, etwa am 18., auf dem Frankfurter Flughafen sprechen, wo er von Kreta kommend einzutreffen hofft, bevor er zur Leiterhous-Tagung nach Iserlohn weiterfährt. Vor wenigen Wochen hat das Kuratorium des Instituts Sudhakar zum acting director für zunächst ein Jahr ernannt. Seine Politik geht dahin, sich von England, Coventry und vor allem von Ken Wright zu lösen und sich dafür in den Schoss der Allmutter Germany zu betten, sei es nun Bad Boll oder Mainz oder Dortmund (Donner) oder Hamburg (Max Gutknecht) oder inskünftig Bochum. Es liegen starke persönliche Spannungen mit Ken vor, dem er vorwirft, sich von England aus permanent einzumischen und die Fähigkeit der Inder (= seine), das Institut selbst zu führen, zu leugnen. Andererseits sind die Spannungen unter den Mitarbeitern des Instituts so stark, dass Rajan Roberts zum 1. Februar weggegangen ist (nach Delhi, Industrie) und Alex Devasund (ein wissenschaftlich und praktisch hochqualifizierter Mann, ehemaliger Gewerkschaftsmann; hat eine Gewerkschaft in Bangalore aufgebaut, im Abendstudium Soziologie abgeschlossen, ein hochbegabter first class man) seinen Weggang erwägt. Beide finden, dass sie nicht zum Zuge kommen, dass keine Linie, keine Konzeption und keine innen Rotivation in der Arbeit ist, dass Sudhakar Führungsqualitäten abgehen. Ken werfen sie vor, dass er nicht rechtzeitig für Führungsnachwuchs gesorgt habe. Der Board (Kuratorium) scheint ziemlich desinteressiert und manipulierbar zu sein. Soweit die Lage.

Die Grundfrage scheint mir im Moment die zu sein, wie weit wir von Europa - ob von England oder Deutschland - aus weiterhin auf Rat, Geld und visiting lecturers eingreifen und damit den notwendigen Prozess der Selbstfindung, der Emanzipation hinauszögern sollten. Solange wir das tun, wird der Board nicht aufwachen, wird die Strategie nicht überdacht werden. Mir ist sehr die Frage, ob der Anzug E.S.I.I. nicht zu gross geschneidert wurde. Einerseits werden die Bauten nicht ausgenutzt, andererseits wird versucht, alle möglichen Kurse, Seminare etc. zu veranstalten, deren Thematik zweitrangig ist und für die Teilnehmer heranzuschaffen offenbar den grössten Arbeitsaufwand verursacht. Es fehlt also an Bedarfsforschung, an klaren Einsichten über den Umfang und die Thematik einer wirklich durchführbaren Arbeit.

Die Arbeit im Kurs zusammen mit Alex macht Spass, ist allerdings schwierig. Die vier Teilnehmer haben nur minimale Englischkenntnisse, ihre Allgemeinbildung ist relativ dürftig. Trotzdem machen wir Fortschritte. Alle vier sind Lutheraner, zwei von der Gossner Kirche, zwei aus Orissa. (Die Gossner-Leute haben etwas mehr geistigen Brustumfang. Viel Kritik an westlichen Sendungen, an Parteienkämpfen in der eigenen Kirche und an den Türken, die von westlichen Besuchern gebaut werden in der Hoffnung, nach Germany zu fahren. Das Bewusstsein für die Notwendigkeit nicht nur der finanziellen, sondern vor allem der gastlich-geistigen Selbständigkeit scheint bei den jungen padres zu wachsen.

Vom 14. bis 24. Februar sind wir in Calcutta zum 10tägigen Kurs in Urban Service, zu dem aus Calcutta noch einige Teilnehmer - Theologen und Laien - stossen werden. Bis vor wenigen Tagen waren erst zwei Interessenten am Horizont. Alles ist mit dem Wiederaufbau in Bangla Desh beschäftigt. Subir Bös was setzt Hunderttausende Rupees um, ist fast jede zweite Nacht mit Lastwagen unterwegs um Lebensmittel, Decken und Baumaterial zu transportieren. Er hat schon 10.000 Hütten gebaut; er sammelt dafür u.a., indem er nach Coventry - Mauer Kreuze aus angekohlten Bambusstöcken von verbrannten Bangla-Desh-Hütten verkauft.

Meine Frau kommt nächste Woche. Vom 21. Februar bis ca. 12. März machen wir unsere dreiwöchige Rundreise. Dann hoffe ich, dass Post von Jochen Riess auf mich wartet, wann ich nach Nakuru fliege. Die "Unterentwicklung" des Landes ist am fühlbarsten bei den Kommunikationskanälen. Post, Eisenbahn, wie lange dauert das alles, wie isoliert ist man hier, ohne Auto, ohne vernünftige Strassen. Was für ein reiches Kommunikationsnetz haben wir täglich zur raschen Verfügung. Ich habe zu Hause (im Fernsehen) mehr von Bangla Desh gesehen und gehört als die meisten Menschen hier!

Für heute viele herzliche Grüsse,

Ihr
Michael Bartelt


18.1.1972

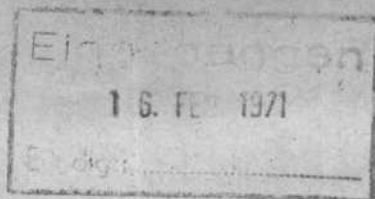
Frau
P. Christa Springe
65 M a i n z
Albert-Schweitzer-Straße 113/115

Liebe Christa,

nur schnell die entliehenen Dias hier zurück mit herzlichem Dank. Ich habe meinem Kopien und kann nun von diesen wieder Enkelkinder zeugen, wenn es nötig werden sollte. Einen Aufsatz, den ich kürzlich für die Akademie Boll machen mußte (weil mein Bruder bis jetzt dort die Presse manipuliert hat), lege ich in deutsch und englisch bei. Vielleicht könnt Ihr ihn verwenden.

Herzliche Grüße Euch allen.





M.G. Gutknecht-Stöhr

3. Bericht

Durgapur, 6.2.71

Liebe Freunde!

Diesen dritten Brief schreibe ich kurz vor meiner Reise in den Süden. Nagpur, Madras, Bangalore und Coimbatore sind die Städte, die wir besuchen - eine Reise von mehr als 2000 km. Indien ist ein Kontinent. Wir - d.h. meine Frau begleitet mich. Sie kam am 2.2. Es ist schon schwer, sich in Calcutta auf diese Entfernung zu verabreden, wenn dazu aber ein Streik der Luft-hansa kommt, von dem man erst durch einen Anruf beim Flughafen erfährt, wird es fast hoffnungslos. Aber wir haben es geschafft. Europa ist so fern, ich höre kaum etwas von den Ereignissen dort. Dazu kommen die Schwierigkeiten der Kommunikation, wenn man sich etwas von den Flughafenstädten entfernt. Die Post z.B. geht von hier zu Ihnen 8 - 15 Tage, von Calcutta 4 - 5 Tage. Aber man lernt, Zeit zu haben, viel Zeit, trotz der hier vorhandenen Industrie, die zu anderen Begriffen zwingt.

Im vergangenen Monat sind wir mit dem Kursus ein wenig vorangekommen. Ich glaube, man weiss jetzt ein wenig, welchen Herausforderungen wir in der Industriegesellschaft gegenüberstehen und was in diesem Kontext Urban-Industrial Mission ist. Nicht das traditionell-vollkirchliche Denken (Kirche im Dorf) ist hinderlich, sondern der Minoritätskomplex (2% Christen), gepaart mit dem Bewusstsein, dass Mission im wesentlichen Evangelisation zu sein hat. Ständig versuche ich im Dialog, dieses andersartige Denken auf Grund des anderen backgrounds zu erkennen. Dann können wir gemeinsam gangbare Wege der Kirche hier zur modernen Gesellschaft finden. Die industrielle Entwicklung macht uns gleich, der Mensch wird säkular und denkt funktional, aber neben den grossen Problemen der Arbeitslosigkeit und Armut spielen Hinduismus, Islam und vor allem der recht militante Kommunismus eine grosse Rolle. - Meine Aufgabe ist, theologische Überlegungen zu urban-industrial mission zu bringen. Erfahrungen mit Industrie- und Sozialarbeit und unserer Gesellschaft sind weniger als Referate gefragt, es fliesst mehr in die Diskussionen ein, wenn die anderen Mitarbeiter im Institut (alles Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler) ihre Vorlesungen halten.

Die Kirche hier hat, wie ich im ersten Brief schrieb, einen Wandel vollzogen. Mit Ausnahme der römisch-katholischen und der amerikanischen Methodistenkirche sind sie eine Unionskirche geworden, nur regional in Nord (CNI) und Süd (CSI) aufgeteilt. Die Organisation ist einfacher, die Kräfte für alle Aufgaben gesammelt. Natürlich existieren die denominationalen Gemeinden weiter, sind jedoch offen für alle. In Durgapur war man der Zeit voraus. Hier hat es seit Gründung der Stadt nur die zwei ökumenischen Gemeinden gegeben.

Das ESII liegt auf dem Gelände der St. Michel's Church, der einen Gemeinde. Sie ist klein, mit einem Gebäude, das neben den beiden Pfarrwohnungen die Kapelle enthält. 70 Familien gehören dazu, meistens Arbeiter. Die Pastoren versuchen mit den Arbeitern, ihren Problemen nachzugehen. Victor Prodhan, der eine Pastor, hat wie ich in einem Betrieb gearbeitet. So sieht man zusammen die Probleme im Betrieb und in der Siedlung. Man trifft sich zu Betriebsproblemen im Pfarrhaus und macht eine Entwicklungsarbeit in den Wohngebieten. Die Arbeiter und leitenden Angestellten leben streng getrennt. Bei den Arbeitern versucht man Clubarbeit, kleine Büchereien, die Entwicklung einer Kleinindustrie (der Anfang: Eine Briefkuvertschneidemaschine) für die unbeschäftigten Jugendlichen u.a. Dieser offenen, der Gesellschaft zugewandten Arbeit kommt die Nähe des ESII zugute. Das Institut selbst hat Kontakte zu allen Betrieben und arbeitet mit Arbeitern ebenso wie mit Management und verantwortlichen Stellen in der Stadt. Sie machen Tagungen wie wir im Sozialpfarramt.

Inzwischen habe ich auch drei Betriebe von innen gesehen: Eine Fabrik für Autoräder, das grosse Stahlwerk und eine im Aufbau befindliche vollautomatische Anlage für Kunstdüngerherstellung (welch ein Kontrast in diesem Land!). Die Produktion, die Anlagen sehen nicht anders aus wie bei uns. Auffällig ist eine gewisse Sorglosigkeit mit Sicherheitsmassnahmen, z.B. kaum Helme im Stahlwerk und gar einige Arbeiter barfuss, ausserdem ist es manchmal recht schmutzig. Sorge ist, dass die Betriebe rentabel laufen, was im Anfang meistens nicht der Fall ist. Die Arbeiter verdienen hier Rs. 200,- bis Rs. 450,-. Genaue Zahlen kriegt man leider nicht. Sorge der Arbeiter ist, dass die Gewerkschaften auf Grund ihrer politischen Bindung sich nicht für sie einsetzen, sondern im Gegenteil ihre Mitglieder für parteipolitische Ziele benutzen, bis hin zum Streik. Sie sind ans Management gewiesen.

gez. M.G. Gutknecht-Stöhr

F.d.R.

Ba.

Eingegangen

- 9. FEB 1971

Erledigt:.....

M.G. Gutknecht-Stöhr

2. Bericht

Durgapur, 25.1.1971

f.d.d. 59

Liebe Freunde!

Nach drei Wochen gewöhnt man sich ganz gut an die indische Lebensweise. Das sehr scharfe Essen schmeckt, man lernt die Gefühle und Denkweise der Menschen ein wenig verstehen und hat fast die europäische Lebensweise vergessen. Ich habe inzwischen eine ganze Reihe Familien kennengelernt, einige Betriebsbesuche gemacht und mit einigen interessanten Leuten gesprochen. Im Kursus machen wir Fortschritte. Ich habe lernen müssen, Themen in einfacher Form unter häufiger Benutzung der Tafel darzubieten, wobei viele kleine Schritte wichtiger sind als ein grosser geschlossener Gedankengang. Urban-Industrial-Mission liegt dem Denken der Pastoren in unserem Kurs auch deswegen fern, weil fast alle einen ländlichen background haben und sich nicht in eine moderne hochtechnisierte Welt hineinversetzen können. Das ist hier eben am Anfang. Die Industrie bestimmt noch nicht das ganze Leben der Gesellschaft. Erstaunlich ist, wie sehr man vom Religiösen geprägt ist. Selbst in Wohnungen von kommunistischen Arbeitern fand ich Bilder mit religiösen Motiven des Christentums oder des Hinduismus. Auffällig ist auch die ungeheure Gastfreundlichkeit der Inder.

Die politischen Verhältnisse kann ich jetzt ein wenig besser überblicken. Durgapur ist von der CPI (M) bestimmt, eine der komm. Parteien. Ich muss mich vom letzten Brief korrigieren. Es gibt drei komm. Parteien. Die CPI ist gemässigt und geht den parlamentarischen Weg. Jetzt im Wahlkampf verbündet sie sich mit dem Kongress (R), dem Indira-Gandhi-Flügel. Von ihr spalteten sich die CPI (M) - Marxisten ab. Sie sind radikaler und wollen die Revolution. Eine weitere Spaltung brachte die CPI (ML) - Marxisten-Lenisten, die noch radikaler sind. Eine besondere Gruppe sind die Naxalites, die nach dem Vorbild von Mao den Sieg des Kommunismus erreichen wollen. Sie schulen sich auf dem Land im Norden Westbengalens, durchsetzen alle Organisationen und üben Terrorakte aus. Allerdings habe ich den Eindruck, dass die Angst vor ihnen wegen der Morde ein wenig durch die meist konservative Presse geschürt wird. - Der Kongress hat sich ja letztes Jahr gespalten. Con (R) = ruling geht in Richtung Sozialismus, Con (O) = organisation vereint die Konservativen. Daneben gibt es eine Reihe von anderen Parteien, sozialistische, religiöse und stammgebundene. Die Situation ist auch von Staat zu Staat verschieden. (Indien setzt sich aus Bundesstaaten zusammen). Viele erwarten, dass der Wahlkampf von einer Koalition Con (R)/CPI gewonnen wird.

So verwirrend wie die Parteien ist auch die Struktur der Gewerkschaften. Sie sind alle politisch gebunden, d.h. jede Partei hat die ihr zugehörigen Gewerkschaften. 4 Verbände

bitte wenden!

spielen die grösste Rolle: AITUC (All India Trade Union Congress) gehört zur CPI, INTUC (Indian National Trade Union Congress) gehört zum Congress (vor seiner Spaltung in R u. O), HUS (Hind Masdoor Sabha = Indischer Arbeiterverband) gehört zur PSP (sozialistische Partei) und UTUC (United Trade Union Congress), ursprünglich überparteilich, gehört zur CPI (M). Das Schlimme ist, dass sich die verschiedenen Verbände aus parteipolitischen Gründen oft bekämpfen, auch in den Betrieben. Manche Streiks sollen aus diesen Gründen begonnen werden. Viele Arbeiter gehören mehreren Gewerkschaften an, um keine Schwierigkeiten zu bekommen. In Durgapur sind sich die Gewerkschaften allerdings einig, wenn es um bessere Bedingungen für die Arbeiter geht. Im übrigen ähnelt das Gewerkschaftssystem dem britischen. Die Arbeitgeberverbände sind sich einig und wie bei uns nach Branchen organisiert.

Voriges Wochenende verbrachte ich in Kalkutta. Ich war in einigen Slums (bustees), wo Menschen unter unbeschreiblichen Verhältnissen hausen. Daneben Geschäftsstrassen mit Auslagen wie bei uns, Wohnviertel der Reichen und ein exklusiver Club mit Swimmingpool und Luxusrestaurants. In den bustees hausen manchmal 10 und mehr Menschen in einem ca. 6 qm grossen Raum, benutzen 50 Menschen einen Wasserhahn und 25 eine Toilette. 400.000 Kinder wachsen in dieser Stadt ohne Schulbildung auf. Inmitten dieser Probleme arbeitet ein kirchliches Team (CUS = Calcutta Urban Service) im Verband mit anderen (säkularen, politischen, humanitären und religiösen) Organisationen. Sie versuchen, die Menschen zur Selbsthilfe zu bringen. Ich hoffe, von der Arbeit mehr zu erfahren, in der dort community development und community organisation gemacht wird. Asien scheint auf diesem Gebiet uns um einiges voraus zu sein.

gez. M.G. Gutknecht-Stöhr

F.d.R.

Ba.

Eingegangen
- 3. FEB 1971
El. dict.

ECUMENICAL SOCIAL & INDUSTRIAL INSTITUTE
St. Michael's Centre,
Bidhan Nagar,
Durgapur-1.

19th January 1971.

Rev. H. Symanowski &
Rev. Christa Sprunge,
Gossner Mission,
65 Huns Am Reim,
Albert Schweitzer Str. 113/115
WEST GERMANY.

ZUR KENNTHNISNAHME
AN

Dear Friends,

Thank you very much for your letter of December 17th, alongwith the draft cheque for 1000 DM, which would help us immensely in our this training programme. The Gossner Mission Ranchi has sent only one delegate because they cannot spare at this particular time another one. He himself will be able to write to you very soon about his impressions of this course and his future plans. The money given by you also helped other two participants partially.

Now Max Gutknecht-stehr is with us and he is making a very useful contribution to this course. This course, I do hope, is helping the students in understanding the urban industrial development which is taking place in India and how the Church should response to this development. This course includes theoretical sessions on Theology, Sociology, political sessions industrial relations etc and apart from this, we also give much emphasis on the field work and discussions with the manager, trade unions leaders, and the workers.

Rest is all o.k. I will write you again giving full particulars about this training programme and other activities about the BHII.

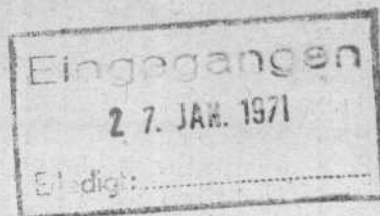
With every good wish,

Yours sincerely,

S. S. Ranteke

(Sudhakar S. Ranteke)
Director, D.I.S.

ser.dp. P.S. Sorry for the delay in writing this letter.
Please give my warmest greetings to
Mrs. Symanowski.



M.-G. Gutknecht-Stöhr

1. Bericht.

Durgapur, 10.1.1971

Liebe Freunde!

Es ist noch keine Woche her, dass ich deutschen Boden verliess. Hier in Indien lebe ich nun in einer ganz anderen Welt. Nachdem das Flugzeug bei Kälte und Schneetreiben gestartet war, blieb der Winter zurück. Nach der ersten Zwischenlandung in Athen war Kairo interessant, weil sich sofort ein bewaffneter Militärposten an die Gangway stellte. Keiner im Transit durfte die Maschine verlassen. Fotografieren war streng verboten, wie auf allen anderen Flughäfen auch; man spürte etwas von der Spannung im Nahen Osten. Weiter ging es nach Kuweit, ein Flughafen mitten in der Wüste, keine Häuser in der Umgebung. Trostlos! Karachi - die Flughäfen werden immer primitiver. Bei Dunkelheit landeten wir in Calcutta.

Der erste Eindruck von dieser Stadt waren die vielen Menschen auf der Strasse, denen man die Armut ansah. Der Flughafenbus, in dem ich in die Stadt fuhr, wurde zur ersten Nervenprobe. Man hat jeden Moment das Gefühl, dass es im nächsten Moment einen Zusammenstoss gibt. Verkehrsregeln scheinen nicht zu gelten. Ich kam heil in mein Hotel. Welch ein Gegensatz: Innen gepflegter Kolonialstil, aber vor der Tür auf der Strasse blankes Elend. Scharen von Bettlern, dazwischen kauern Gruppen um ein kleines Feuer, Kühe, Krüppel, Gruppen von Schlafenden. Das spielt sich alles auf dem Bürgersteig ab. Als Europäer hat man keine Vorstellung, wie das Problem Calcutta zu lösen ist. Die Slums konnte ich wegen der Dunkelheit nicht sehen. Aber es heisst, wenn Calcutta nicht gesund wird, geht die Menschheit einmal an ihren Städten zugrunde.

Am nächsten Tag ging es mit der Bahn 160 km nordwestlich nach Durgapur. Eine Industriestadt mit 360.000 Einwohnern, ca. 50 Betriebe. Der grösste ist ein Stahlwerk, von den Briten gebaut, das 21.000 Menschen beschäftigt. Die Stadt wurde vor 20 Jahren auf dem Reissbrett geplant und aus dem Dschungel gestampft. Ein anderer Gegensatz! Probleme gibt es hier auch: Arbeitslosigkeit (ohne Unterstützung), Slums. Die Arbeiter der einzelnen Betriebe leben jeweils in separaten Wohngebieten. Es gibt kaum Kommunikation, aber ein gemeinsames Einkaufs- und Erholungszentrum ist geplant. Hier leben 3.000 Christen in zwei Gemeinden. Es gibt keine Denominationen mehr. Seit Nov. v.J. gibt es nur noch die Church of North-India (CINI) und die Church of South-India (CSI).

In dem einen Gemeindezentrum liegt das Ecumenical Social and Industrial Institute, in dem ich arbeite. Neben urban-industrial mission (= Industrie- und Sozialarbeit) ist es das Trainingszentrum für ganz Indien. In dem 3-Monats-Kurs haben wir 12 Laien und Pastoren aus Rourkela, Madras, Bangalore, Bharavati (Mysore), Bombay, Kerala und von Ceylon. Sie alle wollen sich

bitte wenden!

den Fragen der beginnenden Industriegesellschaft stellen und fragen nach einer grösseren Effektivität der Kirche. Wir, d.h. der Mitarbeiterstab, wollen versuchen, sie von ihrem Denken in Vorstellungen der alten Missionskirchen abzuholen, um ihnen die Möglichkeiten einer modernen, gesellschaftsbezogenen kirchlichen Arbeit zu zeigen, ohne dass sie ihren kirchlichen Hintergrund verlieren. Interessant ist es deshalb, weil sie in einer Gesellschaft leben, die noch von der Agrarstruktur überwiegend bestimmt ist. Hier steht man am Anfang der Industrialisierung - eine Art Anschauungsunterricht für mich, wenn ich an die erste Zeit der Industrialisierung vor ca. 150-100 Jahren bei uns denke. Neben theologischen Überlegungen gebe ich immer Berichte von deutschen Verhältnissen. Im Vergleich mit Indien kommen die Fakten der industriellen Gesellschaft bei der Diskussion ganz gut heraus. So habe ich nicht das Gefühl, nur mitzulaufen, sondern einen wichtigen Beitrag leisten zu können.

Durch die am 1. März stattfindenden Parlamentswahlen ist die politische Situation gespannt. Besonders hier in Westbengalen, in der Nähe von China und Ostpakistan mit 70-80% der Schwerindustrie Indiens, ist die CPI-M (Komm. Partei, Maoisten) rege. Hinzu kommt, dass die Arbeiter ihrem Willen Ausdruck zu geben anfangen. Gerade in Calcutta und Durgapur kommen nachts jetzt oft Morde vor, sei es durch CPI-M-Gruppen oder an Leuten dieser Partei. Doch über die politische Situation werde ich mehr schreiben, wenn ich einen Überblick gewonnen habe.

Ich hoffe, diese Berichte fortsetzen zu können.

Für heute grüsse ich Sie alle herzlich

Ihr

gez. M.-G. Gutknecht-Stöhr

F.d.R.

Ba.

Eingegangen

14. JAN. 1971

Durgapur, den 6.1.71.

Liebe Freunde:

Da ich weiss, dass das Kuratorium am 12.1. zusammentritt, moechte ich nicht versaeumen, einen Gruss aus Indien zu schicken. Ich bin der Gossner-Mission dankbar, dass sie mit diese Reise im Rahmen von UIM ermoeeglicht hat und ich bei dem Kursus fuer indische Pastoren mithelfen kann.

Ich bin seit zwei Tagen hier und moechte Ihnen einen ^{x Pastor} kurzen Ueberblick ueber meine ersten Eindruecke geben. ^{J. van der Rec}
Wir, dh. ein Hollaender,† der als Missionar nach Indonesien gehen wird und ich, kamen am Montag Abend in Calcutta an. Was wir zunaechst sahen, waren die unendklich vielen Menschen in dieser entsetzlichen Armut, auch wenn man wegen der Dunkelheit die Bustees nicht sehen konnte. Fuer einen Europaeer, der das zuerst sieht, scheint damit die Loesung des urbanen Problems Calcutta fast unmoeeglich zu sein. Es gehoert viel Mut und Hoffnung dazu, wenn von Durgapur aus Rev. Subir Biswas mit einem Team die urbane Arbeit dort trotzdem angefangen hat. Es kann sein, dass sich dieser erste Eindruck aendert, aber von der Euphorie, mit UIM alles schnell zu aendern, wird man geheilt, wenn man mit diesen Gedanken hierher kommt.

In Durgapur wurden wir freundlich empfangen. Wir kamen zum Kursus gerade rechtzeitig. Zur Zeit sind 8 junge Pastoren aus allen Gegenden Indiens da. Es werden noch zwei Leute der Gossnerkirche erwartet, aber das ist unklar. Mr. Devasunder, der Mitarbeiter in dem Team ist, beklagte sich darueber, wie schwierig es gerade in dieser ^{Kirche} Gegend sei, Interesse fuer UIM-Arbeit zu wecken. Anfang Maerz werden noch 4 social worker aus Ceylon erwartet. Aus dem ersten Arbeitstag mit den Teilnehmern wurde ersichtlich, dass sie alle die Notwendigkeit des Dienstes der Kirche in der Welt sehen. Sie sind offen, wobei wir mit ihnen allerdings intensiv ueber die Strukturen und Probleme der Industriegesellschaft arbeiten muessen und aufzeigen, was das christliche Zeugnis in der sich aendernden Welt bedeutet: nicht allein verbale Verkuendigung, sondern gerade der Dienst fuer die Welt in den Betrieben und in den urbanen Gebieten.

Ueberschattet wird diese Zeit von den hier bevorstehenden Parlamentswahlen, die Ende Februar/Anfang Maerz sein werden. Dadurch dass die Arbeiter ~~xxx~~ gelernt haben, ihren Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen, haben die Kommunisten hier in Westbengalen die Macht. Stark machen sich gerade jetzt die Maoisten bemerkbar, die zum Teil mit Gewalt demonstrieren. Fast jeden Tag ~~xx~~ passiert durch diese radikalen Gruppen in Calcutta oder Durgapur ein Mord.

Es scheint also, dass es sich hier zuspitzt. Auf der anderen Seite macht Durgapur den Eindruck einer gut geplanten, uebersichtlichen Industriestadt mit viel freiem Raum fuer weitere Planungen. Die Probleme werde ich spaeter kennenlernen.

Das alles in diesem Brief ist sehr oberflaechlich und verkuerzt. Aber nach diesen zwei Tagen kann ich nicht mehr sagen. Ich hoffe, nach meiner Rueckkehr berichten zu koennen.

Ihrer Sitzung wuensche ich einen guten Verlauf und bleibe mit herzlichen Gruessen

Ihr

M. f. Gutknecht-Stoehr

(M.-G. Gutknecht-Stoehr)

पहला मोड़ FIRST FOLD



हवाई डाक
PAR AVION
AEROGRAMME



AN DAS KURATORIUM DER

GOSSENER-Mission

1 BERLIN-FRIEDENAU

HANDJERYSTR. 19/20

WEST GERMANY

दूसरा मोड़ SECOND FOLD

इस पत्र के अन्दर कुछ न लिखिये NO ENCLOSURES ALLOWED

भेजने वाले का नाम और पता :- SENDER'S NAME AND ADDRESS:-

M.-G. Gutknecht-Stoehr % F.S.S.I.

St. Michael's Centre
Bilham Nagar

Durgapur-1 (W.B.)

भारत INDIA



85p 85p